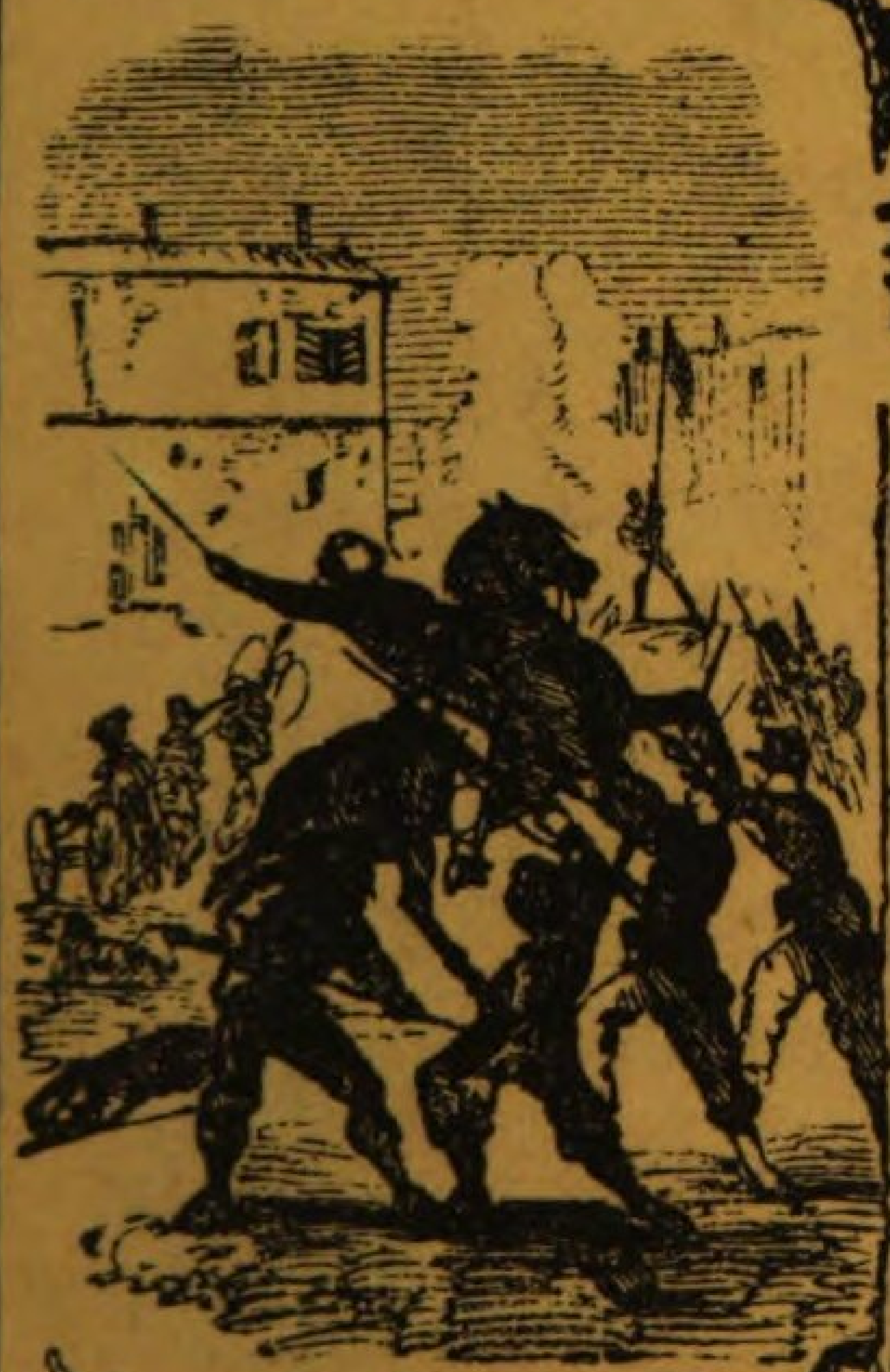
Preis 4 Sgr. = 14 Kr. rh.



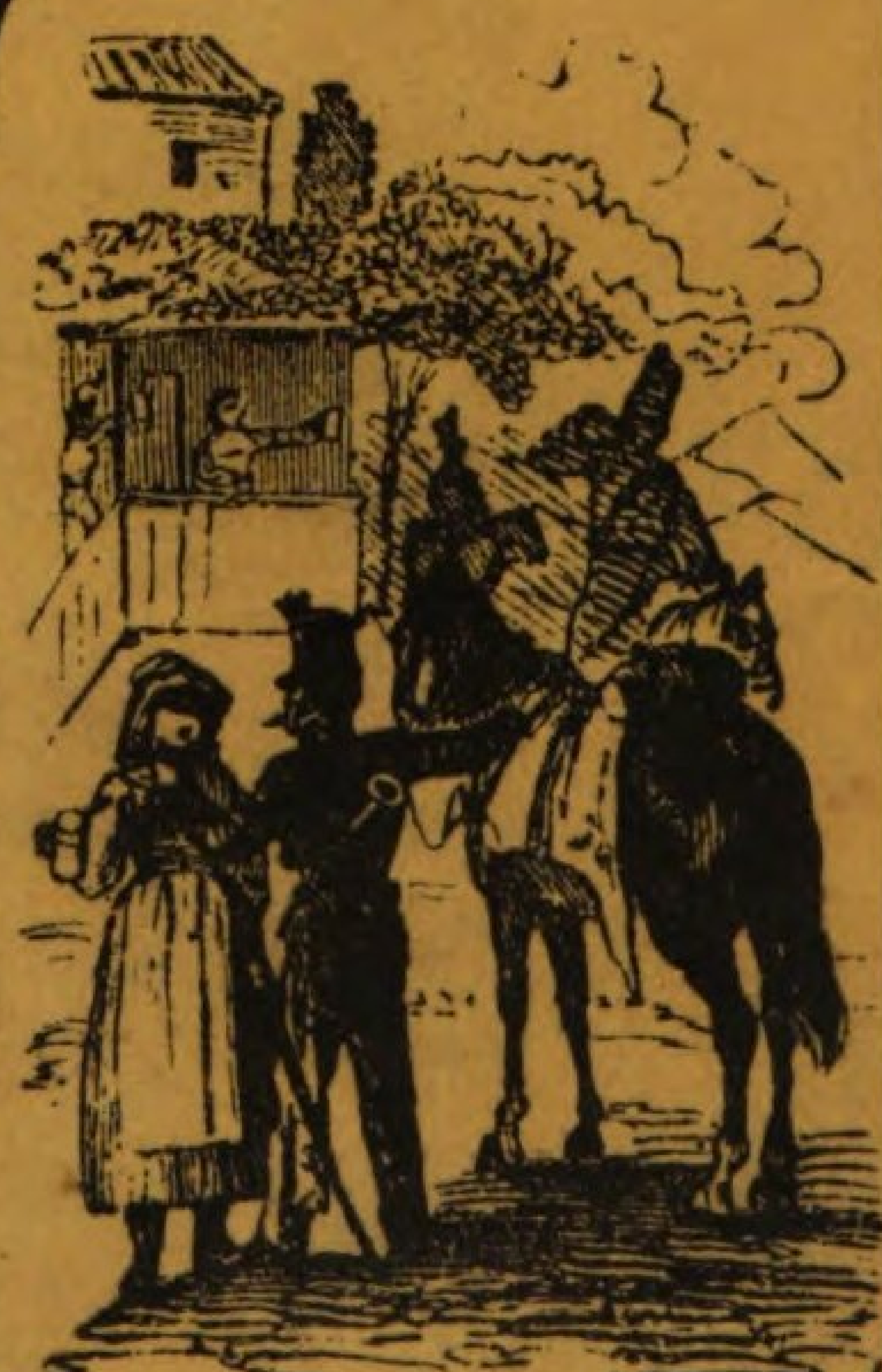






Hans Wachenhusen's Werke.

44. Lieferung.



Berlin, 1866.
Verlag von Otto Janke.







Einzelne Werke oder Hefte können nicht abgegeben werden.

Hans Wachenhusen's Werke.

Sechszehnter Band.

Hans Wachenhusen's Werke.

Vom

Verfasser veranstaltete, sorgfältig revidirte Ausgabe.

Sechszehnter Band.

Nur ein Weib.

I.

Berlin, 1867.

Verlag von Otto Janke.

Neue Erscheinungen aus dem Verlage von Otto Janke in Berlin:

I.

Die Erscheinung.

Wenn man eine Geschichte zu schreiben beginnt, ist Einem zu Muthe, als trete man eine Reise an, die man schon einmal gemacht hat. Man kennt die Gegenden, man kennt die Stationen, man weiß: hier ist Dieses und dort ist Jenes; ja man kennt sogar — und das ist eine Hauptsache — die Personen, die Einem begegnen. Zu einer solchen Reise lade ich jetzt den freundlichen Leser ein; ich will's ihm unterwegs so bequem wie möglich machen, und wenn ihm auch nicht jede Station gefällt, so mag er bedenken, daß es unmöglich ist, durch lauter schöne Gegenden zu reisen.

Ich führe den Leser zunächst in eine Provinzialstadt. Dieselbe ist durch die Eisenbahn mit der Residenz der Art verbunden, daß man die letztere in wenigen Stunden erreichen kann. Wie dies immer der Fall ist, saugt diese Residenz gleich einem großen feuchten Schwamm Alles rings herum an und in sich, und demzufolge hat denn auch diese sonst sehr blühende Stadt seit Eröffnung der dicht an ihr vorübergehenden Eisenbahn in geschäftlicher Beziehung nichts gewonnen, eher sogar in ihrer bürgerlichen Rührigkeit verloren. Die Lebensmittel sind theurer geworden, da alle Produzenten ihre Waaren für geringe Transportsätze auf den Markt der großen Stadt schicken; in den Gasthöfen halten sich die Reisenden nur so flüchtig auf,

daß es kaum mehr möglich ist, ohne die größte Unverschämtheit auch nur eine leidlich anständige Rechnung zu machen, die Wirthe der Umgegend verarmen, weil die Bewohner der Stadt allen Sinn für die Reize der Idylle und des Landlebens verloren.

Als Ersatz dafür haben jedoch die Bewohner das Vergnügen, mit Bequemlichkeit die Residenz besuchen zu können, dort nach Belieben in die Theater zu gehen, und in dem wüsten Treiben den Großstädter zu spielen. Dies hat natürlich zur Folge, daß es unter ihrer Würde ist, daheim noch den Kleinstädter zu spielen, und da ersteres Geld kostet, da man nach Lessing's Ausspruch überhaupt nicht ungestraft unter Palmen wandelt, so hat die Stadt Summa Summarum durch die Eisenbahn gar nichts Reelles gewonnen. Der Verfolg unserer Geschichte wird uns hievon einige sehr plastische Beispiele zeigen.

Einer der ersten schönen Frühlingstage neigte sich seinem Ende zu. Vor und in den Thüren der Häuser standen einzelne Gruppen, die Nase in die Luft streckend und prophezeihend, daß morgen wiederum ein herrlicher klarer Tag sein werde, und daß es nun wohl nach dem lang anhaltenden Regen und Schnee, den der Winter noch zu guter Letzt über die Stadt geschüttet, endlich einmal Frühling und Sommer werden dürfte. Hiezu gehörte keine große Prophetengabe, denn man stand an der Schwelle des wunderschönen Monat Mai, der übrigens wie alles Schöne oft seine Schattenseiten hat.

Vom Markt aus führt eine lange und breite, ganz schnurgerade Straße zum Wasserthor. Die Garnison der Stadt mußte den schönen Frühlingstag zu Exercitien im Freien benutzt haben, denn die Soldaten kehrten eben im gemüthlichen Schlendrian durch diese Straße zurück. Eine Viertelstunde wurde dieselbe durch die Soldateska sehr belebt, dann verfiel sie in ihr Schweigen zurück, und mit der Dunkelheit hörte aller Verkehr auf, es sei denn, daß hier und da eine Magd

zum Bäcker oder zum Krämer gesprungen wäre, um noch für das Abendbrot der Herrschaft Einkäufe zu machen.

Ziemlich nahe am Thor lag ein einstöckiges Haus mit erdfarbigem Anstrich, in welchem an diesem Abende nur ein Fenster erleuchtet war. Zu beiden Seiten des Hauses befanden sich ein paar kleine Gärten, wenn man die ein paar Quadratfuß breite, hinter den grün angetünchten Staketen liegende Gartenerde so nennen will, in deren Mitte sich je eine kleine Akazie erhob, die im Sommer von einigen bescheidenen Blumenbeeten umgeben war.

Oben im Flur des Hauses steht eine alte militairische Figur mit dichtem grauem Schnauzbart und tiefen Falten auf der Stirn, dicker aufgestutzter Nase, die den Färbstoff des Alkohol verrieth, und mit einem sehr abgenutzten, hier und da aus den Nähten gegangenen Waffenrock bekleidet war.

Das war Friedrich, ein alter längst ausgedienter Husar, der Diener, das Factotum des Major von Wennberg, oder der „grause Friedrich“, wie ihn sarkastisch immer die alte Köchin im Hause titulirte, mit welcher er in einem ewigen Kampfe lag, den er seinerseits den Kampf mit dem Drachen nannte. Friedrich war das Prototyp eines alten Soldaten; bei ihm ging Alles nach dem Schnürchen; er war stets zur Minute auf dem Posten, Niemand konnte sich erinnern, daß er jemals des Morgens auch nur um eine Minute die Zeit verschlafen habe; was er übernahm, führte er mit Pünktlichkeit und strengster Gewissenhaftigkeit aus, und was er an häuslichen oder sonstigen Arbeiten verrichtete, war nie einem Tadel unterworfen; im schlimmsten Falle übertrieb er seine Gewissenhaftigkeit zuweilen, und verdarb dadurch, was er gut zu machen glaubte.

Seine einzige Schwäche war die Flasche, jedoch erlaubte er dieser niemals irgend eine Berechtigung in Dienstangelegen-

heiten, und nie auch war es vorgekommen, daß er ihr mehr zugesprochen, als es im Allgemeinen gestattet ist.

Friedrich war heute Abend in schlechter Laune; seine Herrschaft war ausgegangen, und wie dies stets der geeignete Moment zur Eröffnung seiner Feindseligkeiten gegen die alte Hanne, die Köchin, war, so hatte er auch heute einen Küchen-Strauß bestanden, der jedoch damit endete, daß Hanne eine ihrer eisernen Insignien vom Heerde ergriff, damit auf ihren Widersacher eindrang und ihn nöthigte, ohne alle Kriegsehren das Schlachtfeld zu verlassen.

Der alte Diener hielt es für keine Schande, wenn ein ergrauter Krieger vor einem Küchendrachen Retraite blase, dennoch wurmte ihn die Sache; er nahm einen tüchtigen Schluck aus seiner Flasche, die nie in der Brusttasche fehlte, knöpfte dann den Rock reglementsmäßig wieder bis unter den Hals zu, und begann des Majors Knöpfe zu putzen. Während der Arbeit hörte er noch immer, wie das Donnerwetter in der Küche sich erst allmälig vermurmelte und dann gänzlich schwieg.

In der Wohnung des Majors selbst, ebenfalls im ersten Stock, hatte der Küchenzank ein lustiges Gekicher verursacht Hier nämlich, in einem gemüthlichen Mittelstübchen, das zwischen dem Arbeitszimmer des Majors und dem Gesellschaftszimmer lag, und aus dessen einzigem Fenster oben das Licht drang, saßen zwei junge Mädchen mit leichten Handarbeiten beschäftigt. Beide ließen wie verabredet die Arbeit in den Schooß sinken, als der erste Kriegslärm aus der Küche in das benachbarte Zimmer drang. Lächelnd und mit sichtbarem Behagen schaute die Eine und Lebhaftere die Andere an.

„Friedrich hat schon wieder mit der armen Hanne angebunden!" sagte sie, während ein recht übermüthiges Lächeln um ihren Mund spielte. „Ich glaube, man könnte Hund und Katze verträglich machen, die beiden aber nicht."

„Ja wohl, Friedrich weiß, daß die Eltern ausgegangen; in

solchen Fällen macht er sich sofort was in der Küche zu schaffen, wenn die arme Hanne nicht aufpaßt und die Küche doppelt verriegelt. Was ihm das arme Frauenzimmer wohl zu Leide gethan hat!"

„Er kann sie nicht leiden; er nennt sie immer eine Donnerhexe!" setzte die Andere lachend hinzu. „Hast Du schon einmal diesen Kämpfen zugesehen, Lischen? Sie sind wirklich des classischen Alterthums würdig!"

„Nein, und ich werde auch heute dem Vater wieder sagen, was Friedrich für ein zanksüchtiger Mensch ist!" erwiderte die Andere, und nahm, eine ernste, moralische Miene aufsetzend, ihre Arbeit wieder zur Hand.

Die Andere lauschte inzwischen auf den Wortwechsel, der ihr viel Vergnügen machte. Wir unsererseits benutzen diesen Moment, um uns die beiden Mädchen näher zu betrachten.

Lischen, die ältere Tochter des Majors, war eine zwar nicht schöne, aber doch höchst interessante Erscheinung. Auf ihrem Antlitz lag ein Zug von unendlicher Sanftmuth, ja Frömmigkeit, um ihre Stirn spielte der Abglanz inneren Seelenfriedens, der höchsten Gemüthsruhe, aus ihrem hellbraunen Auge sprach ein mildes, menschenfreundliches und wohlwollendes Herz. Ihr Antlitz wäre wirklich schön gewesen, wenn es mehr Regelmäßigkeit gezeigt hätte; die hübsch geformte Stirn war ein wenig zu niedrig für die scharf und edel gezeichneten dunklen Brauen über den etwas schwermüthigen Augen; während ihr Mund zierlich und hübsch, ihr Kinn sanft und weich modellirt war, störte die Form der Nase doch das schöne Ensemble, da ihr die griechische oder römische Form fehlte, und diese Nase eine ganz alltägliche Form bekommen hatte, bei der sich ein Künstler oder Physiognomiker nichts zu denken vermocht hätte.

Indeß Lischen war nicht eitel, sie war so einfach und sittsam, daß es ihr vor dem Spiegel noch niemals eingefallen war, darüber Betrachtungen anzustellen, ob sie schön sei oder nicht,

ja sie hatte überhaupt mit dem Spiegel, diesem ersten Verführer aller jungen Mädchen, nicht mehr gemein, als es die Toilette unumgänglich erforderte. Sie genügte sich selbst; hatte sie doch einen schlanken, schönen Wuchs, eine volle, runde Taille, zwei Hände so weiß wie Schnee und so zierlich wie eine Prinzessin. Wer sie nicht leiden mochte, der konnte es bleiben lassen. Im Uebrigen war sie keineswegs den Freuden des Lebens abgeneigt; sie nahm alle Zerstreuungen und Vergnügungen, welche die Eltern ihr boten, dankbar hin, und freute sich mit den Fröhlichen; aber die faden Unterhaltungen der jungen Herren langweilten sie nur zu oft, weil sie mit ihrem kritischen Verstande dahinter die Leere des Herzens und des Kopfes erkannte, und war eine Gesellschaft, ein Ball oder dergleichen zu Ende, so fiel es ihr nie ein, zu denken: ach, wie schade, daß es schon aus ist!

Lischen war, mit einem Wort, ein zufriedenes, zartfühlendes Mädchen, mit hellem Verstande, scharfer Urtheilskraft und richtigem Instinkt begabt, ein Mädchen, das wohl im Stande, unglücklich zu werden, nicht aber, Andere unglücklich zu machen.

Ihr gerader Gegensatz war die nur um ein Jahr jüngere Schwester Amine. An diesem Wesen blitzte, funkelte und quecksilberte Alles; auf den ersten Blick erkannte man in ihr eine unruhige, leidenschaftliche Natur, man sah es ihr an, daß in ihrem Köpfchen die Gedanken wie in einem Kaleidoscop durch einander huschten; ihre zierlichen Füßchen hatten, selbst wenn sie saß oder lag, niemals Ruhe; dabei verfiel sie aus dem tollsten Uebermuth oft in die tiefste Melancholie, sprang aus dieser wieder auf, lief an's Piano, spielte einige tolle Phantasien, sprang auch von da auf und fiel dem ersten Besten, der ihr begegnete, um den Hals, so daß selbst Friedrich, dem diese Ehre auch schon oft zu Theil geworden, vor sich hin murmelte: „Es ist kein Sinn und kein Verstand in dem Mädchen.“

Amine war gestern siebzehn Jahre alt geworden, und hatte seltsamer Weise ihren Geburtstag damit eröffnet, daß Lischen, die mit ihr in einer Kammer schlief, sie beim Erwachen weinend in ihrem Bette sitzen sah. Lischen kannte indeß die Ungereimtheiten und Widersprüche ihres Schwesterchens, sie hatte gethan, als bemerke sie dies nicht, und wirklich waren nach wenigen Minuten diese Thränen auch in den hellsten Sonnenschein umgewandelt.

Wie in ihrem ganzen Naturel, feurig und unbändig, Alles sanguinisch erfassend, leidenschaftlich und dabei von großer Herzensgüte, die sie schnell bereuen ließ, wenn sie in ihrer Unüberlegtheit Andren wehe gethan, so war Amine auch äußerlich von der Natur verschwenderisch ausgestattet. Sie war eine vollendete, makellose Schönheit, eben so schlank von Wuchs wie ihre Schwester, doch etwas üppiger gebaut; ihr Haar war dunkel, fast schwarz, und umgab in reicher, lockiger Fülle ein klassisches Gesichtsoval, dessen Weiße bewundernswürdig. Ihre Stirn war hoch und edel, unter derselben wölbten sich zwei dunkle Brauen bis zu den Schläfen.

„Doch eines schwarzen Auges Gefunkel,
Das ist, wie Gottes Wege, dunkel,"

und wahrlich, dunkler und unbegreiflicher konnte es nicht sein, als das von Aminens funkelnden Augen, die schon sämmtliche Lieutenants der Garnison zur vollen Verzweiflung gebracht hatten, zum großen Behagen des kleinen Dämons selbst, der wohl wußte, was für einen Schaden er in den Herzen dieser Herren anrichtete.

Amine hatte eine schön geformte Nase, einen reizenden Mund, dessen kirschrothe Lippen zwei Reihen der schönsten Elfenbeinzähne verhüllten. Leichte Röthe der Gesundheit deckte stets ihre Wangen, ging aber bei jedem Affekt in eine höhere Schattirung über, welche mit dem dunklen Haar und der blendenden Weiße

ihres Teints das Bild der üppigsten Jugend und Schönheit vollendete.

Sie wußte besser als die bleiche Amine, daß sie schön sei, und wie schön sie sei; sie hatte es lange gewußt, und schien auch geneigt, ihre Schönheit im hellsten Lichte leuchten zu lassen. Nur sagen oder andeuten durfte ihr Niemand, daß sie schön sei, ohne eine sehr schnippische Antwort zu bekommen, denn Amine hielt dies für selbstverständlich. Sie plauderte, tanzte, musicirte und sang gern, denn sie hatte eine herrliche Stimme, ihr größtes Vergnügen aber war es, wenn von den Offizieren an den Winterabenden kleine Liebhabertheater arrangirt wurden, in welchen Amine durch ihre Schönheit, ihren Geschmack in der Toilette und durch ihr hübsches Darstellungstalent stets den Preis davontrug. Freilich raunten die alten und die jungen Damen, die als Zuschauerinnen da waren, sich zuweilen ins Ohr, die Amine spiele doch viel zu emancipirt, sie rümpften auch die Nasen und schüttelten wohl gar mit den Köpfen, aber es war doch Alles entzückt, und Amine ließ sie plaudern was sie wollten, denn im Grunde war es doch nichts als Neid und Scheelsucht, weil man Aminen am meisten den Hof machte...

„Lischen," begann Amine wieder, als der Lärm in der Küche zu Ende war, „sie haben jetzt Waffenstillstand geschlossen."

„So scheint es," antwortete diese, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken.

„Lischen, Du verdirbst Dir Deine Augen, ich werde Dir die Lampe ein wenig in die Höhe schrauben.... Du bist heute wieder erschrecklich einsilbig, Lischen," setzte sie nach einer Pause hinzu.

Die Schwester antwortete nicht. Amine ward immer unruhiger, sie schien etwas auf dem Herzen zu haben.

„Lischen," begann Amine wieder, „soll ich Dir etwas erzählen?"

„Ich höre, Minchen!" antwortete die Schwester theilnehmender.

„Aber Du mußt mir heilig versprechen, Niemanden davon wieder zu sagen.“

„Aber Minchen, Du wirst doch nichts Böses begangen haben?“ fragte die Schwester, die Arbeit ruhen lassend.

„Wie kannst Du so etwas glauben! Sei doch nicht immer gleich mit der Moral bei der Hand!... Also höre! Ich habe heute Morgen einen Besuch gemacht. Rathe nur, bei wem!... Bei Fräulein Victorine!“

„Bei der Schauspielerin?“ rief Lischen ganz erschreckt und starrte die Schwester an.

„Nun ja! Ich lernte sie näher kennen, als wir bei der Oberstin neulich die lebenden Bilder stellten und sie uns dabei behülflich war. O, sie ist ein äußerst liebenswürdiges Mädchen, dabei sehr gebildet, und was Du gar nicht weißt: von sehr vornehmer Herkunft.“

„Mag sein, aber es schickt sich doch nicht, mit solchen Damen....“

„Warum schickt sich das nicht?“ rief Amine etwas pikirt. „In den großen Städten spielen die Künstlerinnen in der Gesellschaft eine sehr achtbare Rolle.“

„Ja, aber bei einer herumziehenden Schauspielertruppe... Nein, Minchen, das gefällt mir nicht!... Uebrigens, was wolltest Du bei ihr?“

„Nichts. Sie besuchen! Ach, Du glaubst nicht, was sie mir Alles erzählt hat von ihrem früheren Leben, von ihrer Familie, ihrer Carriere, die durch eine lange Krankheit und andere Unfälle unterbrochen worden, und von vielem Andern. Als wir so eine Stunde zusammen gesessen, hatte ich dieses Mädchen wirklich schon recht von Herzen lieb gewonnen. Plötzlich pochte es an der Thür. Herein trat ein fremder junger Mann, bei dessen Anblick Victorinens Gesicht sich mit glühender Röthe übergoß; ich sah, wie sie zitterte, als sie sich erhob; ich sah ihre Verlegenheit. Auch er schien nicht so ganz seiner

selbst Herr zu sein. Mit einem Wort: es war gar keine Frage, daß zwischen den Beiden schon ein kleines Drama stattgefunden haben mußte. Natürlich wollte ich ihnen nicht lästig sein. Kaum hatte er eine höfliche Anrede über die Lippen gebracht, aus der ich entnahm, daß er, unsere Stadt passirend, nicht habe unterlassen wollen, ihr seine Aufwartung zu machen, und kaum hatte sie als Antwort ein paar ganz unverständliche Worte gestottert, als ich ihrer Verlegenheit zu Hülfe kam und ihr erklärte, ich werde zu Hause schon längst erwartet. Victorine schien hierdurch noch beklommener zu werden, sie preßte meine Hand, die ich ihr zum Abschied gereicht, mit einer fieberhaften Heftigkeit in der ihrigen und bedauerte, glühend roth im Gesicht, daß ich sie schon verlassen wolle. „Sie müssen mich wieder besuchen," rief sie so dringend und bittend, „ich habe Ihnen ja noch so viel zu erzählen." Ich versprach dies und ging zur Thür. Der fremde junge Mann schien mich mehr zu beobachten als Victorine; anfangs hielt ich dies für eine Aeußerung seiner Verlegenheit; aber ich irrte mich, er war gar nicht mehr verlegen, im Gegentheil, als ich mit einer leichten Verneigung an ihm vorüber ging, haftete sein großes blaues Auge auf mir mit einer solchen Leidenschaft, daß ich darüber erschrak und froh war, als ich die Thür hinter mir hatte . . . Die arme Victorine! Ich bin ordentlich neugierig zu erfahren, wer dieser junge Mann war, denn hübsch ist er, auch hat er einen sehr aristocratischen Anstand, seinen Manieren sieht man die feinste Erziehung an, und wenn ich ihn mit unsern jungen Männern hier vergleiche . . . . Ach, Lischen, wenn man so die Leute sieht, die so glücklich sind, in der weiten großen Welt leben zu können, so kommt man sich hier wirklich wie auf einem Dorfe vor!"

„Mir ist das noch nie so vorgekommen," wandte Lischen mit einigem Vorwurf ein.

„Ach, Du fühlst das nur nicht so!"

„Ich dächte, Du solltest froh sein und Gott danken, daß

Dir im elterlichen Hause ein so stilles und glückliches Loos beschieden, Minchen! Sieh Dir doch so ein armseliges Geschöpf an wie diese Victorine. Es ist wahr, sie spielt ganz angenehm und es ist mir auch öfter so vorgekommen, als sei sie viel zu gut für die Truppe, die sich nun schon im vierten Monat bei uns aufhält; aber ist ihr Loos deshalb nicht ein doppelt bedauernswerthes, sich so in der Welt umherstoßen zu lassen, mit Flittern und allerlei eitlem Kram bedeckt Königinnen und Fürstinnen zu spielen, für die elende Gage, die sie bekommt, um Jedermanns Gunst buhlen zu müssen, damit er ihr nur ein bischen Beifall zuklatsche, und dann in ihre kalten vier Wände zurückkehren zu müssen, wo sie vielleicht nicht ein bischen Holz zum Heizen findet? Nein, nach Allem, was man sich von dem Treiben dieser Schauspieler erzählt, fühle ich einen wahren Abscheu vor ihnen und es sollte mir leid thun, wenn man hörte, daß Du bei diesem Mädchen gewesen!"

Lischen nahm nach dieser Rede die Arbeit wieder zur Hand und stichelte fleißig darauf los. Amine erhob sich, warf ihr Arbeitszeug bei Seite und schritt ungeduldig im Zimmer auf und ab.

„Vorurtheile! Lauter Vorurtheile!" murmelte sie vor sich hin. „Auf Victorine lasse ich nichts kommen, und wer wie ich ihre Schicksale kennt, der wird ihr eine aufrichtige Theilnahme nicht versagen."

Plötzlich blieb Amine wie von einem neuen Gedanken ergriffen vor der an der Wand hängenden alterthümlichen Uhr stehen, deren Tiktak die Stille des Zimmers belebte.

„Es ist acht Uhr," murmelte sie vor sich hin, trat in das rechts belegene Zimmer und kehrte nach einigen Minuten in Hut und Mantel wieder zurück.

„Du willst fortgehen?" rief Lischen, besorgt aufblickend, als sie die Schwester in's Zimmer rauschen hörte.

„Ja, ich habe noch einen Besuch versprochen!“ antwortete Amine kurz.

„Einen Besuch so spät? Minchen, ich begreife Dich nicht, Du mußt mir sagen, wohin Du gehst!“

„Nur in die Nachbarschaft. Zur alten Susanna; ich will mit ihr noch ein halbes Stündchen plaudern, denn vor neun Uhr kehren die Eltern doch nicht zurück.“

„Zur alten Susanna? Aber Minchen, weißt Du denn nicht, daß die Mutter uns ausdrücklich verboten hat, zu ihr zu gehen?“

Amine biß sich auf die Lippen, ihr Auge flog unruhig umher, denn sie fühlte die Rüge der Schwester.

„Aber warum denn, Lischen? Die Alte plaudert immer so schön und so angenehm, sie hat mich sehr lieb, das weiß ich, sie erzählt mir immer die seltsamsten Geschichten, man ist so gern bei ihr, und wenn wir als Kinder sie so oft besuchen durften, warum denn jetzt nicht mehr?“

„Du weißt doch, daß sie namentlich in den letzten Jahren in sehr schlechten Ruf gekommen ist; man sagt ihr allerlei nach und ich gestehe Dir, ich fürchte mich schon ordentlich vor ihr!“

„Lischen, was bist Du thöricht! Hast Du je was Böses von ihr gesehen? Hat sie uns nicht stets mit der größten Liebe und Sorgfalt behandelt, wenn wir als Kinder vor ihrem Garten spielten; lebt sie nicht ganz für sich allein, und ist es nicht wieder reines Vorurtheil, wenn ihr dumme Menschen deshalb was am Zeuge flicken wollen, nur weil sie mit ihnen nichts zu thun haben mag?“

„Man sagt ihr aber allerlei böse Künste nach; es soll auch nicht ganz richtig in ihrem Hause sein. Die Nachbarn nennen sie eine alte Hexe.“

„Weil sie hellsehend ist, weil sie, wenn sie in ihren magnetischen Schlaf verfällt, Manches vorausgesagt hat, was richtig eingetroffen ist. Die stupiden Leute begreifen dergleichen nicht und

glauben, das müsse mit Hexerei zugehen. Was kann die Arme dafür? .... Neulich, als ich auch zu ihr kam, war sie wieder in ihren Zustand des Schlafwachens versunken; ich wollte wieder fortgehen, sie aber wußte, daß ich es war, sie rief mich zu sich heran, sie nahm meine Hände, wobei mir allerdings ganz seltsam zu Muthe wurde, sie streichelte mir die Stirn, daß es mich durchrieselte, daß mich eine seltsame Mattigkeit beschlich und ich mich von ihr losreißen mußte. Erst als ich einen Stuhl genommen, gewann ich meine Kräfte wieder und da hörte ich ihr zu, was sie erzählte. Sie sprach von Leuten, die in ganz fernen Welttheilen sein mußten, sie erzählte, was sie gerade thaten, wie sie gekleidet waren, sie schilderte Alles so haarklein und genau, daß ich mich nach Amerika versetzt glaubte. Leider kannte ich aber diese Menschen nicht, die ihr vielleicht sehr nahe standen. Ich hatte gar keine Furcht und blieb auf meinem Platz. Endlich erwachte sie aus ihrem Zustand; sie war sehr ermattet, ich mußte ihr behülflich sein, mußte ihr ein Fläschchen aus dem Wandschrank reichen, und als sie daraus getrunken, sprach sie wieder wie jedes gewöhnliche Menschenkind und war gegen mich die Herzlichkeit selbst. .... Ich begreife also gar nicht, daß man der armen alten Susanne deshalb so Unrecht thut; es soll viele Menschen geben, die mit dieser Krankheit behaftet sind."

„Du kannst Recht haben, Minchen, jedenfalls aber mußt Du dem Gebot der Eltern folgen, die sehr zürnen würden, wenn sie von Deinem Ungehorsam erfahren!"

Amine schien einen Augenblick zweifelhaft. Ein Wölkchen lagerte sich über ihre Stirne, ihr schwarzes, unruhiges Auge haftete am Boden. Tiefe Stille herrschte m Zimmer, nur durch das schwere Ticken der Uhr unterbrochen.

Plötzlich öffnete sich langsam die Thür und eine verhüllte weibliche Gestalt schwebte gleich einem Gespenst von der Hausflur herein.

Lischen schaute befremdet auf, erhob sich entsetzt und taumelte bleich und zitternd gegen das Fenster; selbst die entschlossenere Amine trat zurück und starrte sprachlos zur Thür.

Diese schloß sich wieder und herein schwebte kaum hörbar die Gestalt.

„Susanne!“ flüsterte Amine plötzlich vor sich hin und drückte sich in die Thürnische.

Näher kam die Gestalt, mit einem schwarzen Flor über dem Kopf, der das halbe Gesicht verhüllte, auf die Schulter herabfiel und hinter welchem ein paar große schwarze Augen mit gläsernem, starren Blick hervorschauten. Ein dunkles Gewand von gewöhnlichem Stoff umhüllte die Gestalt; diese bewegte sich mit müdem, aber sicherem Schritt immer näher, schritt zu der Thür, welche in das Arbeitszimmer des Majors führte und öffnete diese.

„Es ist der weiße Schein, der weiße Schein,“ murmelte sie vor sich hin, „hier hinein ist er gegangen, der weiße Schein, und dort,“ fuhr sie fort, in den Hintergrund des dunklen Zimmers zeigend, „dort streckt er sich eben auf das Sopha.“

Die Gestalt verschwand, die Thür hinter sich offen lassend, in das dunkle Zimmer, verblieb murmelnd einige Sekunden in demselben, während welcher die erschreckten Mädchen sie immer wieder von dem weißen Schein sprechen hörten, und kehrte dann wieder zurück.

Ruhig und gemessen schloß sie die Thür hinter sich.

„Auf dem Sopha ist er verschwunden, der weiße Schein,“ murmelte die Gestalt; sie bewegte sich geisterhaft, wie sie gekommen, zur Stubenthür zurück, ohne die beiden Mädchen beachtet zu haben, schloß die Thür hinter sich und war verschwunden.

Blaß wie eine Leiche und zitternd wie Espenlaub stand Lischen am Fenster; regungslos behauptete Amine ihren Platz an der Thür. Endlich sank Lischen mit einem tiefen Seufzer

zusammen; der Schreck hatte ihre Glieder so sehr gelähmt, daß sie sich nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte.

Amine, die mehr Courage hatte als die Schwester, warf Hut und Mantel von sich, sprang ihr zu Hülfe, hob sie vom Boden auf und schleppte sie zum Sopha, wo Lischen wieder zu sich kam.

„Um Gotteswillen, Lischen, fasse Dich!" beschwor Amine die Schwester.

Diese schlug die Augen auf und blickte wild um sich.

„Ist sie wieder fort?" rief sie mit zerfahrenem Blick und vor Angst mit den Zähnen klappernd.

„Gewiß, Du sahst sie ja gehen!" tröstete Amine.

„O, das war Deine Schuld, Amine!" jammerte Lischen. „Durch Deine Reden hast Du sie hieher beschworen! Sie sprach von einem weißen Schein, hörtest Du nicht? . . . Amine, Amine! setzte sie plötzlich mit steigender Angst hinzu, während sie mit Heftigkeit die Arme der Schwester packte, „gieb Acht, das giebt ein Unglück, ein fürchterliches Unglück!"

„Aber, Lischen, wie kannst du so thöricht sein, ich habe Dir ja die Krankheit dieses armen Weibes vorhin erklärt!"

„Ja wohl, . . . freilich . . . Du nanntest sie hellsehend! Das prophezeiht ein Unglück, glaube mir! Auf dem Sopha des Vaters verschwand der weiße Schein, sagte sie . . . . Amine, o wir Unglückliche, uns steht etwas Entsetzliches bevor!"

Damit hüllte das arme Mädchen das Antlitz in beide Hände und brach in lautes Schluchzen aus.

Auch Amine, von der Seelenangst der Schwester angesteckt, stützte verzagt die Stirn in die Hand. Sie, die sonst so entschlossen, so vorurtheilsfrei, die sich mit einem Sprunge über Alles hinweg zu setzen verstand, sie begann einen verhängnißvollen Zusammenhang zu ahnen. Wie kam die alte Susanna in das Haus ihrer Eltern, das dieselbe ihres Wissens niemals betreten? Welch eine Bewandtniß hatte es mit dem „weißen

Schein", von welchem die Alte gesprochen, und dem sie, ihrem ganzen Benehmen nach zu urtheilen, hieher gefolgt war.

Amine wußte, daß der Alten Vieles offenbar, was andern gewöhnlichen Menschenkindern verborgen, aber eben deßhalb begann auch sie zu fürchten. Daß Susanna im Zustande des Schlafwachens hieher gekommen, war ihr klar, ihr ganzes Erscheinen bewies dies, denn bei ihrem Eintritt hatte sie von ihr gar keine Notiz genommen, sondern war mit starrem gläsernem Auge gerade auf die Thür von des Vaters Arbeitszimmer zugegangen. Lischens Ahnungen machten auch die ihrigen rege, sanguinisch wie sie war, empfand sie Alles mit doppelter Heftigkeit. Ein Zittern überfiel sie, das Blut stieg in ihre Schläfe und hämmerte dort gewaltsam, ihr Kopf schwindelte, vor ihr Auge legte sich ein Schleier; sie mußte sich auf den Tisch stützen, um nicht zusammen zu sinken.

Die Worte der Schwester riefen sie wieder zum Bewußtsein.

„Amine," jammerte diese mit herzzerreißender Stimme, sich todtenbleich aufrichtend und die Hände faltend. „Amine, um Gotteswillen, was beginnen wir? Mir ist so fürchterlich bange um's Herz! Was konnte die alte Susanna hier wollen, was wollte sie mit dem weißen Schein sagen? . . . Ach, Amine, ich fühle es, das bedeutet ein Unglück! . . . Wir dürfen den Eltern nichts sagen, und dennoch, wenn sie kommen, ich fühle es, daß ich meine Angst nicht werde bemeistern und verheimlichen können! — Laß mich zu Bett gehen, damit ich ein Unwohlsein, ein Fieber vorschützen kann, das mir ja so eisig die Glieder schüttelt. . . . Doch nein, ich will lieber nicht zu Bett gehen, ich fürchte mich, allein zu sein! Wenn Susanna wiederkehrte, wenn sie so mit ihren kalten Augen, die mageren, gespenstischen Hände vorgestreckt, an mein Bett träte . . . Hu, ich stürbe vor Schreck!"

Gänzlich ermattet ließ sich Lischen wieder auf das kleine in

der Ecke am Fenster stehende Sopha sinken und lehnte weinend das Kinn auf die Brust.

Inzwischen hatte die beherzte Amine Zeit gehabt, sich zu fassen; sie strich das dunkle Haar zurück, dessen volle üppige Locken über ihre Stirn gesunken waren. Das ermattete schwarze Auge nahm wieder sein altes Feuer an. Sie legte noch einmal die Hand an die Stirn, ihr Auge starrte fest vor sich hin; als sei ihr ein Gedanke gekommen, sann sie über diesen nach; dann setzte sie die eine Hand in die Hüfte und richtete sich entschlossen auf. Ein Zug von Bewußtsein und Ueberlegenheit umzog ihren Mund, sie schob die Unterlippe ein wenig vor, wie sie es zu thun pflegte, wenn sie einen Entschluß gefaßt, und schüttelte ihr Lockenhaar zurück.

„Siehst Du, Lischen, auch hieran bist Du wieder einmal schuld! Hättest Du mich nicht gehindert, zu der alten Susanna zu gehen, sie wäre nicht hieher gekommen! Ich kenne die Alte; ich hatte ihr versprochen, schon vor einer Stunde sie zu besuchen; da ich nun nicht gekommen bin, ist sie wahrscheinlich aus Langerweile in ihren magnetischen Schlaf versunken, und da sie sich nach mir sehnte, so kam sie in unser Haus, um mich an mein Versprechen zu mahnen."

„Aber der entsetzliche weiße Schein, von dem sie sprach!" rief Lischen, den Kopf langsam erhebend, und wenn auch keineswegs überzeugt, doch in dem natürlichen Bedürfniß, Trost anzunehmen.

„Auch damit wird es nicht viel auf sich haben!" antwortete Amine, deren Zuversicht immer mehr Boden gewann, obgleich sie selber sehr wenig an das glaubte, was sie sprach. „Du sahst ja, daß sie im Schlafe wandelte; im Schlafe träumt man, im Schlafe spricht man, und weißt denn Du, Lischen, am Morgen, was Du während der Nacht im Schlafe gesprochen hast? Riefst Du nicht neulich selbst, als Du im Traum in den Brunnen gefallen warst, so laut um Hülfe, daß ich erwachte,

aufsprang und an Dein Bett eilte, wo ich Dich im tiefsten Schlummer fand?"

Ein schmerzliches Lächeln schwebte über Lischens Stirn, doch ward es von dem Schatten ihrer Besorgniß sehr bald wieder verscheucht.

„Aber Du selbst sagtest ja, daß sie im Schlafe hellsehend oder fernsehend sei! Du weißt, man nennt sie eine Unglücksprophetin!"

„Aber ist denn ein Schlaf wie der andre?" rief Amine mit affectirter Entrüstung. „Glaubst Du denn, ein altes Weib wie Susanna habe nichts zu thun als zu prophezeihen? Hast Du denn nicht gehört, daß viele Leute ebenso im Schlaf umher wandeln, wie meine Schwester Lischen im Schlafe große Geschichten zu erzählen pflegt? . . . Also sei vernünftig, Lischen," setzte Amine in eine heitere Tonart übergehend hinzu, indem sie den Arm um den Nacken der bleichen Schwester legte. „Ich will Dir einen Vorschlag machen, der zu Deiner Beruhigung dienen soll; mach' aber kein so unglückliches Gesicht mehr, das mir allen Muth nimmt. Sieh, Du bleibst hier, und damit Du Dich nicht fürchtest, läßt Du Dir die Hanne oder den Friedrich zu Deiner Gesellschaft herein holen; ich gehe indeß geradeswegs zur alten Susanna. Ich habe Courage; ich ziehe mir die Kaputze meines Mantels über den Kopf, damit mich Niemand kennt; bis zu ihrem Hause ist nur ein Flohsprung, in einer Minute bin ich da, und in fünf Minuten bring' ich Dir die Auflösung dieses Räthsels, das mich übrigens, seit ich mir die Sache kaltblütig überlegt habe, gar nicht mehr besorgt macht."

Lischen fand in diesem Vorschlage wirklich einige Beruhigung. Sie nickte der entschlossenen Schwester schweigend ihren Beifall, diese nahm den eiligst abgelegten Mantel, warf ihn über die Schulter, zog sich die Kaputze über das Köpfchen und stellte sich vor die Schwester hin.

„Sieh 'mal, Lischen, sehe ich nicht einer Sybille jetzt so ähnlich, daß man mich mit der alten Susanna verwechseln könnte?" fragte sie, eine gebeugte, hinfällige Haltung annehmend.

„Du bist immer leichtsinnig, Minchen," antwortete Lischen lächelnd, während in ihren Augenwinkeln noch zwei vergessene Thränen blitzten. „Doch spute Dich, damit Du zurück bist, ehe die Eltern kommen."

In der nächsten Secunde war Amine aus dem Zimmer verschwunden. Wie ein Nachtwind huschte sie über den nur durch ein müdes Lämpchen erhellten Flur und über die Treppe, öffnete kaum hörbar die Hausthür und eilte auf die dunkle Straße.

„War mir's doch schon wieder, als sei Jemand hier draußen," brummte der alte Friedrich, in der Thür seines dicht an der Treppe liegenden Kämmerchens mit einem kleinen Talglicht erscheinend, das einen bengalischen Schimmer über seine rothe dicke Nase warf. „Ich glaube, die alte Hanne, die Donnerhexe, spukt hier schon bei lebendigem Leibe!" . . .

Damit kehrte er in seine Kammer zurück und auf dem Hausflur herrschte wieder das tiefste Schweigen.

II.

Die alte Susanna.

In unmittelbarer Nähe des Wasserthores befand sich der Canal eines ziemlich bedeutenden Flusses, welcher seine Reise durch einige der wichtigsten Provinzen Norddeutschlands macht, ehe er sich ins Meer ergießt. Träge wälzte der Canal seine gelblichen Fluthen unter einer morschen Holzbrücke dahin.

Ueppiges Gartenland begrenzte die eine Seite der von dieser Brücke aus führenden Chaussee, während die andre Seite hinter einem starken Weiden- und Erlengebüsch großentheils von Scheuren, Magazinen und einer Anzahl ärmlicher Häuser bedeckt war, in welchen verarmte Handwerker und Tagelöhner der Stadt ein billiges Obdach gefunden.

Obwohl ganz in der Nähe der Stadt und einer Hauptstraße derselben belegen, ist diese Gegend sehr verwahrlost, ziemlich verrufen, und schon seit einiger Zeit ein Augenmerk der Väter der Stadt, welche diese Stätte zu anständigen Bauplätzen umgeschaffen sehen möchten. Hier nämlich ziehen sich einige Reihen halb oder ganz baufälliger Scheuren dahin, die zum Theil nicht mehr benutzt werden, deren vom Zahn der Zeit durchbrochene Wände allerlei obdachlosem Gesindel die günstigste Gelegenheit bieten, hinein zu steigen und sich ein kostenfreies Nachtquartier zu verschaffen. Die Dächer der Scheuren sind vielfach defect, mit dunklem Lauch und ganzen Wäldern von ordinären Schmarotzerpflanzen bewachsen, eingesunken und drohen, endlich einmal ganz zusammen zu brechen; die Balken der Fachwände bilden bereits einen Bauch und können die Last des Daches nicht tragen, die Räume zwischen den Scheuren sind mit Schutt und Unrath bedeckt, und die Polizeiwächter des Ortes versäumen gern ihre abendlichen Patrouillen durch diese dunklen Gassen, weil es ihnen noch nie gelingen konnte, einen der Schatten zu ergreifen, welche sie so oft vor sich hin fliehen und auf die räthselhafteste Weise verschwinden sahen.

Kaum funfzig Schritte von diesen Scheuren befinden sich die krummen und engen Gassen der ärmlichen Wohnungen, durch deren blinde, perlmutterglänzende Scheiben kaum das matte Licht zu dringen vermochte, bei dessen Schein die Armuth hier ihr karges Nachtmahl zu verzehren pflegt. Auch diese Häuser sind baufällig, auch ihre Dächer sind mit dichtem Hauslauch bewachsen; zerlumpte Kinder und die abgemagerten Gestalten armer Weber,

arbeitsloser Tagelöhner und herabgekommener Handwerker sind die einzige Bevölkerung dieser Gassen. Beides zusammen genommen, bildete diese Vorstadt ein Eldorado der Armuth und der moralischen Verwahrlosung.

Gleichsam als äußerster Vorposten dieser Colonie, seitwärts der Brücke, stand ein isolirtes Häuschen, mit vom Wetter geschwärztem Stroh gedeckt; zwei kleine Fenster mit grün angestrichenen Rahmen und eine niedre Thür von derselben Farbe bildeten die ganze Front dieses Häuschens, dessen weiße Tünche an den Außenwänden jedoch von einer gewissen Sauberkeit der Bewohner sprach. Nicht minder sorgfältig war das Gehege erhalten, welches im Viereck rings um das Häuschen lief und einen kleinen Gemüsegarten einschloß, der im Sommer von einem Dutzend stolzer Sonnenblumen beherrscht wurde, und dessen überwinternde Pflanzen gegenwärtig sehr aufmerksam mit Stroh bedeckt waren.

Niemand hatte jemals ein Fenster dieser Hütte des Abends erleuchtet gesehen, tiefe Finsterniß herrschte stets um dieselbe, wenn der Mond sich nicht ins Mittel legte, und Niemand ging auch bei Tage hier aus und ein, es sei denn eine alte gekrümmte Weibergestalt, die jedoch nach Sonnenuntergang niemals sichtbar wurde. Dennoch gab es Leute, welche zuweilen des Abends Gestalten in die Hütte hinein huschen gesehen haben wollten, namentlich aber einen Schatten bemerkt hatten, der durch die niedre Hinterpforte in die Hütte verschwand, erst um Mitternacht wieder zum Vorschein kam und dann den Weg nach den unheimlichen Scheuren einschlug.

Auch diese scheinbar so harmlose und saubere Hütte trug das ihrige dazu bei, diese Vorstadt so unpopulär als möglich zu machen. Die Bewohner der Stadt mieden das Häuschen und warfen nur schüchterne Seitenblicke zu demselben hinüber, wenn sie ihr Weg über die Brücke nach den Gärten oder den weiter hinaus belegenen Gehöften führte. Verirrte sich ja eine

Wärterin mit ihren Kindern hieher und führte das Spiel die letzteren in die Nähe des Häuschens, so holte die Wärterin die Kleinen mit sichtbarer Angst zurück, und vermied es dabei ja, einen Blick auf die Hütte selbst zu werfen. Kurz, diese Gegend war den Bürgern und Bewohnern der Stadt ein rechtes Aergerniß, und wenn man von derselben sprach, so machten die Väter der Stadt ein weises Amtsgesicht und meinten, man werde die Sache demnächst in die Hand nehmen. Dabei aber blieb es und war es nun schon lange geblieben.

In dieser Hütte wohnte die alte Susanna, welche dieselbe vor Jahren an sich gekauft und in derselben ein, wie die Leute meinten, sehr geheimnißvolles und unerklärliches Wesen trieb. Es gab kaum etwas Nachtheiliges, das man ihr nicht nachsagte. Susanna galt für eine Art Zauberin, für eine Hexe, die zu Allem im Stande sei, für eine Intrigantin, für eine Mädchenverführerin und Kupplerin, weshalb denn auch alle Jungfern eine Gänsehaut überlief, wenn die Rede auf sie kam, und mit dem Namen Susannas scheuchte man auch die Kinder in den Schlaf. Wenn man aber der Sache auf den Grund ging, so wußte Niemand etwas Bestimmtes, man sprach nur nach Hörensagen, man setzte den Gerüchten noch die nöthige Farbe hinzu, um die Schattirung recht graulich zu machen, und so mochte es gekommen sein, daß Susanna, wegen ihres abgeschlossenen Wesens, ihres für eine Provinzialstadt nicht ganz herkömmlichen Aeußern anfangs in den Geruch der Geheimnißkrämerei gerathen, und daß ihr hieraus ein ganzer Berg von Anklagen und Anschuldigungen erwachsen.

Noch ganz kürzlich hatte sich hier etwas ereignet, was den Muhmen und Basen der Stadt Gelegenheit zu den abenteuerlichsten Vermuthungen, gleichzeitig aber auch der Gerechtigkeit Veranlassung zu sehr gründlichen Nachforschungen gab.

Man hatte nämlich auf dem Platze zwischen Susanna's Hütte und dem Canal-Ufer unter einer Ansammlung von Schutt

und von dem über diesen sich hin neigenden Weidengebüsch noch mehr versteckt eine noch ganz frische Leiche gefunden, an welcher man weder Spuren einer äußeren Gewalt gefunden, noch bei der Section irgend etwas Positives entdeckt, was auf die Todesart hätte schließen lassen. Die Aerzte der Stadt, der Kreisphysicus an der Spitze, schüttelten den Kopf, als ihre Gelehrsamkeit sich vor einem solchen Räthsel sah; einen natürlichen Tod anzunehmen, waren sie nicht geneigt, und auf einen solchen deuteten auch die Umstände nicht hin, denn weshalb hätte man sonst die Leiche an einer solchen Stätte und so heimlich verscharrt, die unnatürliche Todesart aber war ebenfalls nicht wissenschaftlich zu constatiren. Man begnügte sich daher, den Magen der Leiche vor der Hand aufzubewahren, bis den Gelehrten ein Licht aufgehen werde. Die Frau Basen hingegen waren mit dem Gutachten viel schneller fertig: die Leiche war in der Nähe von Susanna's Hütte gefunden worden, Susanna also mußte dieselbe „todt gehext" haben, unter allen Umständen aber mußte sie in irgend welcher entsetzlichen Beziehung zu der Leiche stehen.

Dieser Vorfall war es namentlich gewesen, der die öffentliche Meinung, welche in kleinen Städten viel schneidiger ist als in großen, gegen die arme Susanna aufgehetzt hatte, und diese ward immer mehr erbittert, als das Gericht keinerlei Miene machte, der alten Zauberin zu Leibe zu gehen.

Ob Susanna selbst von diesem Ungewitter etwas wußte, das werden wir erfahren.

Wir haben gesehen, das dennoch ein Wesen den Muth hatte, die Schwelle der alten Susanna zu betreten; fügen wir hinzu, daß es trotz dem allgemeinen Gerede Personen in der Stadt gab, welche aus der Hütte der alten Susanna in heimlich genauem Rapport standen; fassen wir also Courage und suchen wir die Hütte auf, um die Zeit, wo Susanna eben aus dem Hause des Majors von Wennberg zurückgekehrt ist.

Vom Thurm der Kirche schlägt es eben halb neun Uhr; die Beleuchtung der Straße ist elend und unzureichend, wie dies in mittleren Provinzialstädten stets zu sein pflegt, und die Einführung des Gases hat auch hier auf die öffentliche Illumination keinen wesentlichen Einfluß gehabt. Am Thor vor der Steuerbude steht einer der Zöllner unter dem Wetterdach, tief in den Mantel gehüllt, in die Brüstung der Thür gelehnt, und läßt den Kopf träge auf die Brust sinken. Die Brücke ist verödet, das sonst so gelbe Canalwasser blickt schwarz und unheimlich auf beiden Seiten herauf, und das Weiden- und Erlengebüsch streckt gespenstisch seine Zweige in den dunklen Horizont. Kein menschliches Wesen ist zu sehen; überall unheimliche Stille.

Susanna's Hütte liegt im tiefsten Dunkel; ein modriger, dumpfer Geruch dringt aus dem sumpfigen Boden der Gärten und Wiesen; in langen Unterbrechungen kleidet eine Unke ihre Frühlingsahnungen in klagende, melancholische Töne.

Kaum hundert Schritte über den Plan zur Rechten der Brücke führen uns an den kleinen Garten Susanna's, der vor der niedern Hausthür getheilt ist. Die Thür selbst, sonst wohl verriegelt, ist heute nur ins Schloß gelegt. Vollständige Dunkelheit herrscht auf dem schmalen Flur.

Vermöge der natürlichen Zauberei, mit welcher wir selbst die geheimnißvollen Thüren zu finden wissen, öffnen wir im Hintergrunde des sackähnlichen Flurs eine niedre Thür zur Linken und treten in ein durch eine Lampe matt erhelltes Gemach, dessen seitwärts liegendes einziges Fenster durch Laden so sicher verwahrt ist, daß auch nicht der geringste Lichtstrahl hindurchdringt.

Dieses Gemach zeigt ein Gemisch von traulicher Gemüthlichkeit und Seltsamkeit des ersten Eindrucks. Nichts war hier vorhanden, was auch nur im Entferntesten auf alle die mystischen Anschuldigungen hindeutete, mit welchen man Susanna,

vielleicht ohne ihr Wissen, verfolgte; hier erinnerte nichts an irgend etwas Uebernatürliches, und sicherlich würden die boshaften Zungen der Stadt am leichtesten curirt worden sein, wenn sie Gelegenheit gehabt hätten, Susanna's Häuslichkeit zu sehen.

Eins vor Allem fällt uns beim Betreten dieses kleinen Gemachs auf: es herrscht in demselben eine, man möchte sagen vornehme Sauberkeit, welche nur den Naturen eigen, deren Instinkt durch eine sorgfältige Erziehung auf Ordnung, Geschmack und Symmetrie hingeleitet worden. Nicht minder behaupten die wenigen Mobilien, welche hier Platz gefunden, daß Susanna keineswegs ein daher gelaufenes altes Weib war, was durch geheimnißvollen Hocuspocus ohne jede Berechtigung eine intensive Stellung zur Gesellschaft einzunehmen sucht.

Ein Bett, mit rother Steppdecke belegt und von makellos weißen Vorhängen umgeben, nahm den größten Raum des Gemachs ein, ihm gegenüber stand ein Divan, mit schwarzem Atlas überzogen, vor demselben ein kleiner Tisch, ebenfalls mit einem schwarzen Seidenteppich belegt; auf demselben ein paar vergoldete Armleuchter, mit ebenfalls schwarzen Emailleplatten eingelegt.

Freilich verrieth diese Vorliebe für das Schwarze eine sonderbare düstre Gemüthsstimmung der Bewohnerin, indeß auf dergleichen Geschmack kann der harmloseste Mensch gerathen, jedenfalls stimmte derselbe mit Susanna's Einsiedlerleben durchaus überein. Eine Kommode mit schwarzer, ebenholzartiger Politur, ein runder Spiegel mit eben solcher, aber vergoldeter Fassung, ein paar Stühle von demselben dunklen Holz vollendeten das Mobiliar.

Und dennoch finden wir bei genauerem Umherschauen noch einen Gegenstand, der zu den Bedürfnissen der Lebendigen, und also auch zu einem rechtschaffenen Mobiliar nicht gehört,

obgleich er schließlich jedem Menschen unentbehrlich ist. In der Ecke nämlich, zwischen dem Bett und dem kleinen schwedischen Ofen stand ein schwarzer Sarg mit einem vergoldeten Henkel, so blank und sorgfältig geputzt wie die übrigen Mobilien; — ein Beweis, daß die Inhaberin dieser Wohnung ihm dieselbe Sorgfalt widmete wie den übrigen Gegenständen.

Welchen Zweck dieser ungewöhnliche Gegenstand hatte, das werden wir später erfahren. Sehen wir uns jetzt nach Susanna selbst um.

Diese lag ausgestreckt auf dem Sopha in den heftigsten Zuckungen, welche ihr todtbleiches Antlitz verzerrten, ihre Gesichtszüge in einem unheimlichen Spiel erhielten, dem Auge einen bald entsetzlich wilden, bald starren geisterhaften Ausdruck gaben und ihre Glieder oft wie im Fieberfrost schüttelten. Dann und wann entrang sich ihrer Brust ein ängstlicher, tiefer Klagelaut, die abgemagerten Hände umklammerten ein kleines goldenes Cruzifix und preßten sich convulsivisch auf der Brust zusammen.

So lag Susanna nach ihrer Rückkehr vielleicht eine Viertelstunde da, während die einzige Kerze auf dem Tisch tief herabbrannte und bald zu verlöschen drohte. Plötzlich aber streckten sich ihre krampfhaft zusammen gezogenen Glieder, ein langer Seufzer verrieth, daß die Convulsionen zu weichen begannen; ihre Hände sanken auf das Sopha, das kleine Cruzifix fiel zu Boden.

Vielleicht geweckt durch dieses leise Geräusch nahmen Susanna's Augen allmälig einen milderen Ausdruck an, die krampfhafte Spannung ihrer Gesichtszüge gab nach, erschlafft und ohne ein Glied zu rühren, lag sie Minuten lang da.

Betrachten wir uns dies geheimnißvolle Wesen inzwischen näher. Susanna's Gestalt war von nicht gerade imponirender, aber doch ungewöhnlicher Höhe; wie wir sie im Hanse des Majors erscheinen sahen, war sie gebückt und matt, aber nicht

das Alter konnte daran Schuld sein, denn Susanna mochte höchstens funfzig Jahre zählen. Dahingegen war ihre Gestalt hager und abgezehrt.

Ihr Antlitz verrieth beim ersten Anblick die Spuren einer früheren außerordentlichen Schönheit. Dem schwarzen, etwas stechenden Auge sah man es an, daß es viel geweint, denn hatten die Thränen auch den Glanz des Auges nicht zu verlöschen vermocht, so hatten sie doch auf der nächsten Umgebung desselben ihre verwüstenden Spuren zurück gelassen. Ihre Stirn war hoch und gebietend, von schwarzem, leicht mit Silber durchflochtenem Haar umgeben, ihre eingesunkenen Schläfe durchzogen einige blaue, hochliegende Adern, von denen die eine im Zickzack die Stirn hinanstieg; ihre Nase war aristokratisch gebogen, ihr, von einigen Falten umzogener Mund verrieth noch heute die einstige Schönheit. Ihre Gesichtsfarbe war eisig kalt und bleich, auf dem ganzen Antlitz ruhte ein steinerner Ernst, und namentlich die Partie der Augen und Schläfe sprach von Ereignissen der Vergangenheit, welche die innere Gluth dieses abgestorbenen Wesens mit all' ihren Leidenschaften in kalte Lava verwandelt.

Wie wir sie da sehen und wie sie uns demnächst erscheinen wird, rechtfertigt sie keineswegs die ihr allgemein gewordene Bezeichnung der „alten" Susanna, vielmehr dürfen wir annehmen, daß sie sich dieses Epitheton absichtlich erworben, da sie, wenn sie einmal ihre Einsiedelei verließ, sich den Anschein eines viel höheren Alters gab, als sie wirklich besaß.

Fünf Minuten lang mochte Susanna fast regungslos da gelegen haben. Das Licht knisterte, tief herabgebrannt, und zischte auf dem Metall des Leuchters; Susanna schien es nicht zu hören.

Plötzlich aber weckte sie ein ganz leises Geräusch an der Thür aus ihrer Lethargie. Ihr Auge, ihr Ohr lauschte, ohne

daß sie ihre Lage veränderte. Nur die eine Hand suchte nach dem verlorenen Cruzifix.

Susanna's Antlitz war dem Fenster zugekehrt, sie konnte daher die Thür nicht ins Auge fassen, in welche soeben eine vermummte weibliche Gestalt herein huschte.

Es war Amine, welche über dem Kopf die Kapuze, unter der die schwarzen Augen hervorleuchteten, zaudernd, furchtsam und unschlüssig auf der Schwelle stehen blieb, und trotz ihrer früher gezeigten Courage nicht einzutreten wagte. Die Hand unter das Kinn gestützt, den Blick fest auf das Sopha geheftet, stand sie da.

Susanna glaubte sich getäuscht zu haben; ihre Hand fuhr über die Stirn, als wolle sie ihre Sinne wach rufen; ein wiederholtes leichtes Zucken ihrer Gesichtsmuskeln verrieth die momentane Wiederkehr der Schmerzen.

„Susanna!" drang es jetzt leise und furchtsam geflüstert mit zitternder Stimme von der Thür her ... „Susanna, ich bin's!"

Amine wagte sich nicht von der Stelle; die tiefe Stille, das Halbdunkel des Zimmers und das Knistern des herabgebrannten Lichtes mochten dem armen Kinde Furcht einflößen.

Jetzt erhob sich Susanna in ihrer ganzen hohen Gestalt, deren Magerkeit die Höhe nur noch vergrößerte. Schweigend griff ihre Hand zu dem nächsten Leuchter, zündete das Licht an und wandte, während sich ihre Rechte auf den Tisch stützte, das durchdringende Auge zur Thür.

Wie sie dastand in ihrem simplen schwarzen Gewande, das leicht mit silber gemischte Haar über die Schultern zurück geworfen, der Schleier, der vorhin ihr Haupt umgab, auf den Nacken zurückgesunken — so war Susanna wirklich imponirend, und die seltene Ruhe, das unstörbare Gleichmaß in ihren Bewegungen, das bleiche Antlitz und das stechende Auge waren wohl geeignet, der armen Amine ein Frösteln durch die Glieder

zu jagen, das sie doch sonst nicht in Susanna's Gegenwart empfunden.

Was alle Andern von diesem Weibe abstieß, das eben zog Amine mit einer ebenso unbegreiflichen, wie unwiderstehlichen Gewalt zu ihr; Amine selbst vermochte sich über diese Sympathie keine Rechenschaft zu geben, sie wußte nur, daß weder die unvortheilhaften Gerüchte, welche über Susanna in Umlauf waren, noch das strenge Verbot ihrer Eltern, zu Susanna zu gehen, sie von dieser zu trennen vermochte, denn jede Stunde, wo sie unbeachtet von den Eltern und den Nachbarn entschlüpfen konnte (und dies waren in der Regel die Abendstunden, wenn der Vater im Casino und die Mutter bei irgend einer Freundin war), widmete sie unfehlbar dem Besuch der Einsiedlerin.

Auch Susanna ihrerseits schien ein eignes Interesse für das schöne Mädchen zu empfinden, sie fesselte Amine auf jede mögliche Weise an sich, und wie das Auge der Büßenden an der Madonna hing der Blick des Mädchens an Susanna's Munde.

Dennoch lag, aus Gründen die wir kennen, heute etwas Ungewöhnliches in dem Benehmen des jungen Mädchens gegen Susanna. Aminens Blick war unstät und ängstlich, ihr Antlitz bleich und zerfahren, ihre Brust hob sich in merkbarer Beklommenheit und rang nach Athem. Dem Kaninchen gleich, das vor dem unerwarteten Anblick der Schlange erstarrt, stand die sonst mit Susanna so vertraute Amine vor ihrer Freundin.

Eine Minute verstrich in Schweigen; Susanna's scharfer stechender Blick ruhte forschend, mit einem unverkennbaren Wohlgefallen, in das sich jedoch ein uns noch verschleiertes Gefühl mischte, auf dem Mädchen.

Susanna brach zuerst das Schweigen.

„Du bist athemlos, Amine!“ sagte sie mit klangreichem Organ, in welchem wir die Grabesstimme jenes Gespenstes

von vorhin nicht wieder erkennen. „Was ist geschehen und was führt Dich zu so ungewöhnlicher Stunde hieher?"

Amine war frappirt durch diese Frage. Susanna erwartete sie ja doch ihrer Meinung nach, und jetzt wunderte diese sich über ihr Erscheinen.

Wo blieb Arminens Courage! Diese seltsame und ihrer Ansicht nach lieblose Frage machte sie nur noch verwirrter und jagte ihr das Blut in die Stirn.

Amine wollte erwiedern, fand aber keine Worte, sondern schlug beschämt und verlegen die schönen Augen zu Boden. Bei dieser Gelegenheit fiel ihr ein, daß Susanna sie auf der Schwelle stehen ließ, ohne sie herein zu nöthigen, und das verletzte ihren Stolz.

Susanna mochte durch die Verlegenheit des armen Kindes ihre abstoßende Kälte selbst gefühlt haben; ein mitleidiges Lächeln strich wie ein Wintersonnenstrahl auf dem Eisfeld über ihr strenges Antlitz. Aber auch in dieses Lächeln mischte sich jener geheimnißvolle, sichtbar ironische Zug von Schadenfreude, mit welchem ihr Auge Amine beim Eintritt gemustert.

Langsam und mit einer gewissen Feierlichkeit schritt sie zur Thür und faßte Aminens Hand.

„Verzeih, mein Kind, wenn Susanna Dir ein wenig schroff erschienen", sagte sie, so viel Güte und Wohlwollen in ihre Stimme legend als diese eben zu moduliren vermochte. „Du weißt, der Mensch ist nicht immer seiner Stimmung mächtig, es giebt Augenblicke, in welchem unser Gemüth sein Metall verloren hat und es selbst der Berührung der Freundschaft keinen sympathischen Klang zurück zu geben vermag. Dergleichen Augenblicke sind mir viele beschieden; kränklich wie ich bin, habe ich Stunden, in welchen in mir eine Saite nach der andern zerreißt und meine Vernunft bei der größten Anstrengung die Harmonie in mir nicht herzustellen vermag. So, Amine, trafst Du mich eben. Vergiß den Eindruck meiner Frage;

komm, setz' Dich zu mir, mein Kind, Du weißt ja, daß Du mir stets willkommen bist!"

Auf Aminens Herz fielen diese Worte wie heilender Balsam. Ihre Verlegenheit war gehoben, ihr Stolz war versöhnt, ihre ganze Mission gerettet, und das letztere war ja die Hauptsache.

Wieder Vertrauen fassend schlug sie das Auge zu Susanna auf; sie sah das gütige Lächeln ihrer Freundin, dieses Lächeln, welches das arme, unerfahrene Kind stets mit unsichtbaren Zauberfäden umspann und sie rettungslos in die Hand dieses Weibes gab, ohne daß es ihr jemals einfiel, über deren wirklichen Charakter und Absichten nachzudenken.

Es giebt Wesen, die über das einfältige Gemüth des Kindes eine unumschränkte Gewalt üben, selbst wenn dieselben innerlich zu dem letzteren in gar keinem natürlichen Rapport stehen, und so gestalten sich denn im Leben oft Freundschaften und innige Bündnisse, die man dem Zusammenleben von Schlangen und Füchsen in den amerikanischen Prairien vergleichen möchte.

Das sind Bündnisse, die selten zu guten Resultaten führen und leider nur zu oft zum Verderben des Unerfahrenen gereichen.

Wir haben hier keinerlei Anlaß, dies mit Bezug auf Susannas und Aminens Freundschaft zu äußern; unsre Andeutung soll vielmehr einstweilen nur eine allgemeine Reflexion oder eine Hindeutung darauf sein, daß nicht immer die Natur die heterogensten Individuen zusammen führt und verbindet, daß es vielmehr Egoismus und schlaue Berechnung des Klügeren ist, der den minder Erfahrenen ausbeutet.

„Ich glaubte, Ihnen unwillkommen und lästig zu sein, Susanna", sagte Amine, während ein glückliches Lächeln auch über ihre Wangen strich, „und doch mußte ich hieher; ich hatte eine Angst, eine Seelenangst, die mich während der Nacht

verzehrt haben würde, wenn ich Sie nicht heute noch sehen durfte."

„So schöpfe erst Athem, armes Kind", sagte Susanna, während sie Amine zum Sopha führte, diese die Kaputze ihres Mantels von der Stirn zurückschlug und ein Antlitz zeigte, in welchem das junge, schnelle Blut wieder in ganzer Lebensfrische circulirte.

Ohne den Mantel abzulegen, nahm Amine neben Susanna auf dem schwarzen Sopha Platz. Forschend aber unmerkbar blitzte inzwischen aus Susannas Auge ein scharfer Seitenblick auf das reizende, von dem schnellen Spaziergange lebhaft geröthete Antlitz des schönen Kindes, während Amine mit den weißen Elfenhänden die dunklen Locken zurückstrich und darüber nachzudenken begann, wie sie ihr wichtiges Anliegen einkleiden oder wenigstens einleiten sollte, denn sie besaß vor Susanna, wie schon gesagt, den höchsten Respect, besaß auch Erziehung und Tact genug, sie nicht verletzen zu könnnen oder zu wollen.

Plötzlich aber fiel ihr die Angst ihrer Schwester Lischen und die Wahrscheinlichkeit ein, daß die Eltern jeden Augenblick zurückkehren und nach ihr fragen konnten; es war also nicht lange Zeit zum Parlamentiren. Ueberdies fühlte sie, daß Susanna den Zweck ihres Besuches zu hören erwartete, sie fühlte gewissermaßen den scharfen Seitenblick derselben auf ihren Wangen, denn diese begannen zu glühen; sie mußte also heraus mit der Sprache.

„Susanna", begann sie Muth fassend, „Sie haben heut Abend meine Schwester Lischen und auch mich in große Angst versetzt. Lischen schwimmt zu Hause in Thränen und vergebens habe ich versucht, sie zu trösten. Ich fürchte, sie verfällt wieder in ein hitziges Fieber und deshalb mußte ich zu Ihnen, Susanna, um mir und ihr Trost und Aufschluß zu holen."

Amine hielt hier inne. Sie erwartete lauschend die Antwort Susannas.

Anstatt derselben herrschte das tiefste Schweigen; kein Wort kam über Susannas Lippen.

Ungeduldig wagte Amine einen scheuen Seitenblick auf ihre Nachbarin. Diese saß wie leblos da, die Hände im Schooß gefaltet, das Auge starr vor sich hin gerichtet.

„Sie hörten mich, Susanna?" fragte Amine mit etwas unsicherer Stimme, während ihr Herz abermals zu pochen begann.

„Ich höre, aber ich verstehe Dich nicht, mein Kind!" antwortete Susanna mit fast tonloser Stimme, ohne sich zu regen.

Amine beschloß, sich kürzer zu fassen und gerade auf die Sache los zu gehen.

„Sie sprachen heut Abend von einem weißen Schein", sagte sie, nur mit Zittern diese letzten Worte über die Lippen bringend. „Ich beschwöre Sie, Susanna, sagen Sie mir: was meinten Sie mit dem weißen Schein? ... Sagen Sie es mir, damit ich meine Schwester trösten kann, oder ist es etwas Schlimmes, so bereiten Sie mich wenigstens auf das Entsetzliche vor! Ich bin stark genug, auch das Schlimmste zu hören; nur Gewißheit, liebe, gute Susanne! Nur Gewißheit, ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen theuer ist."

Abermals eine Pause, während welcher Aminens Blick in höchster Seelenangst an Susannas Lippen hing.

Zu ihrem Schrecken sah sie, wie die letztere so steinern und regungslos blieb wie vorhin. Kein Zug auf ihrem Antlitz verrieth, daß die Worte des geängsteten Kindes auch nur den leisesten Eindruck auf sie gemacht, sie waren wie ein Tropfen auf einen Marmorblock gefallen.

Amine trat der Angstschweiß auf die Stirn. Ihr Herz ward so beklommen, daß es nicht Raum mehr in der Brust hatte, so entsetzlich war ihr Susannas Schweigen. Ihr erschien

es in diesem Augenblick, als wäre selbst die schlimmste Antwort noch tröstend gegen diese Starrheit.

Und inzwischen verstrich die Zeit; der Zeiger auf der ihr gegenüber hängenden Uhr rückte Secunde um Secunde vorwärts — und Susanne schwieg noch immer.

„Susanna!" rief Amine endlich, mit ihren beiden Händen den Arm ihrer eisigen Nachbarin erfassend. Sie versuchte sich ihrer Hand zu bemächtigen, zog aber die ihrigen schnell zurück, denn Susannas Hände waren kalt wie die einer Leiche. Und dennoch lebte Susanne; dennoch dachte sie, das sah sie an ihrem Auge, ihrer Stirn.

„Susanna, ich beschwöre Sie, geben Sie mir Antwort!" wiederholte Amine mit einer so innig und so ängstlich flehenden Stimme, daß sie einen Stein hätte erweichen können. „Sie sehen mich in Todesangst, in Verzweiflung," rief sie, „und Sie schweigen! Sie ergötzen sich an meiner Qual, und dennoch machten Sie mich so oft glauben, Sie seien mir zugethan! Pfui, Susanna, Sie sind kalt und herzlos! Sie stoßen zwei arme Kinder in Todesangst — — Sie schweigen, Sie ergötzen sich daran!"

In der That schien Susanna durch diese Berufung auf ihre Freundschaft allmählig wieder aufzuleben. Sie erhob das Auge, richtete es gerade vor sich hin und schüttelte langsam den Kopf.

„Du sprichst von einem Schein, mein Kind," sagte sie langsam und gedehnt, „ich aber habe keinen Schein eines Begriffs von dem, was Du sprichst!"

Damit starrte Susanna wieder vor sich hin, wer sie aber genauer beobachtete, hätte in ihrem dunklen Auge einen flüchtigen Blitz gewahrt, den sie schnell unter ihrem Augenlid zu verstecken wußte.

Auf Amine brachten diese Worte in der That die Wirkung eines Blitzes hervor. Mit ebenso großer Entrüstung wie Ent-

setzen fuhr sie halb auf und schaute Susanna mit ihrem funkelnden Auge an, als wolle sie dieselbe durchbohren.

Daß Susanna eine Unwahrheit sprechen könne, hätte sie nimmer für möglich gehalten. Und doch, mit welcher Ruhe und Gleichgültigkeit hatte sie sich soeben verleugnet, mit welcher Stirn sprach sie diese Lüge! Sie behandelte Amine offenbar wie ein Kind, dem man das Handgreiflichste ausreden kann, und dies war der Hauptgrund von des Mädchens Entrüstung. Eine gewisse Verachtung für Susanna beschlich sie unwillkührlich, ihr heißes Blut würde sie zu einem Ausbruch derselben verleitet haben, wenn sich nicht zur rechten Zeit ihre Angst um die Erfüllung ihres Zweckes hinein gemischt hatte.

„Susanna!" rief sie, sich ganz aufrichtend und sie schar fixirend, „Sie wollen mich verspotten, Sie treiben Ihr Spiel mit mir! Gewiß," setzte sie mit Bezug auf Susannas früheref Worte hinzu, „haben Sie auch Momente, in denen Sie die Seelenruhe Anderer zum Spielball Ihrer Gefühllosigkeit machen!"

Susanna machte eine leichte abwehrende Bewegung; ein kaltes Lächeln spielte auf ihrem Gesicht. Wir lassen es dahin gestellt, welche Beweggründe sie veranlaßten, die arme gefolterte Amine, welche sie sonst mit so viel sorgsamer Liebe an sich gefesselt, gerade jetzt an ihr irre werden zu lassen, sie gewissermaßen von sich zu stoßen; jedenfalls handelte das kluge Weib nach einem bestimmten Plan. Susanna spielte offenbar mit dem unerfahrenen Mädchen, das sich ihr trotz dem strengen Verbot der Eltern so vertrauensvoll angeschlossen, das bereits seit Jahren an ihr gehangen und das in seinem Vertrauen stark genug war, sich durch keins von all den über Susanna umlaufenden Gerüchten in ihrer Zuneigung beirren zu lassen.

Doppelt schwer empfand natürlich Amine jetzt die Lieblosigkeit ihrer Freundin in einem Moment, wo sie gerade an die Aufrichtigkeit derselben appellirte.

Als Susanna auch jetzt noch schwieg, als Amine kein an-

deres Mittel sah, diese Sphinx zum Reden zu bringen, faltete sie, sich vor sie stellend, flehend und inbrünstig die Hände und blickte sie mit unendlich wehem Auge an.

„Susanna,“ rief sie mit tief bewegter Stimme, „Sie sehen meine Angst und Sie fühlen kein Mitleid, Sie haben kein Gefühl für die Besorgniß eines Kindes, das um die Seinigen zittert! Eine Ahnung, eine fürchterliche Ahnung sagt mir, daß Ihr Erscheinen in unsrem Hause, daß die unerklärlichen Worte, die Sie ausstießen, uns ein Unglück prophezeien! Banger und heißer wird mir um's Herz, je länger ich darüber nachdenke! ... Susanna,“ rief sie mit Schluchzen, indem sie sich vor ihr auf die Knie warf, ihre Arme auf Susannas Schooß stützte und deren Hände mit fieberhafter Angst ergriff, „Susanna, sein Sie aufrichtig! Sie, eine Prophetin, die in die Ferne, in die Zukunft schaut, Sie hatten ein Gesicht ähnlich denen, von welchen Sie mir öfter erzählten; Ihr prophetischer Geist führte Sie zu uns, Sie folgten einem weißen Schein, Sie sahen ihn auf dem Ruhebette meines Vaters verschwinden ... Susanna, ich flehe Sie an, sagen Sie mir: droht ihm ein Unglück? Sprechen Sie, damit es sich vielleicht abwenden läßt; auf meinen Knien beschwöre ich Sie!“

Der unendliche Schmerz des Mädchens, der flehende Ausdruck ihrer schönen Augen mochte die Sibylle erweicht haben. Ihr Antlitz verlor plötzlich seine Starrheit, ihre Züge milderten sich; sie legte die Hand auf Aminens Haupt und streichelte ihre dunklen Locken.

„Thörichtes Kind,“ sagte sie langsam und weich, „nichts läßt sich abwenden, was einmal im Buche des Schicksals verzeichnet steht, und keinem Sterblichen ist es gelungen, sein Urtheil zu verhindern. Uebrigens beruhige Dich; mir ist nichts bewußt, was Dir Ursache zur Besorgniß geben könnte ... Kehre also nach Hause zurück, denn es wird spät; morgen wirst Du von mir hören!“

„O, Dank, tausend Dank!“ rief Amine, indem sie Susannas Hand an ihre Lippen drückte. „Sie geben mir das Leben, die Ruhe zurück; jetzt kann ich auch Lischen beruhigen, die gewiß in Thränen daheim sitzt.... Noch einmal, tausend Dank, Susanna, und Verzeihung, wenn ich Sie verletzte!“

Wieder flog derselbe ironische Zug über Susannas Antlitz. Amine bemerkte ihn nicht, sie war aufgesprungen, warf in aller Eile die Kaputze wieder über das Haupt und wollte sich zur Thür wenden.

Plötzlich aber prallte sie zurück, stieß einen Laut der Ueberraschung aus und schmiegte sich eng an Susanna.

„Mein Gott,“ flüsterte sie, „wir sind nicht allein!“

„Nicht allein?“ wiederholte Susanna, das Antlitz zur Thür wendend. „Du scheinst heut im Fieber zu sprechen, Kind; wer sollte uns stören!“

Während ihre Hand noch in der Susannas zitterte, blickte Amine noch einmal zur Thür, dann schaute sie verwirrt und beschämt vor sich auf den Boden.

„Sonderbar!“ murmelte sie. „War's mir doch, als habe ich ihn dort in der Thür gesehen!.. Es kann wahr sein, der Schreck hat meine Sinne aufgescheucht und verwirrt! Ich begreife mich selbst heute nicht!“

Und beruhigt nahm sie von Susanna Abschied, ließ sich von dieser über den schmalen dunklen Flur bis zur Hausthür geleiten und verschwand wie eine Fledermaus in der Dunkelheit. —

War auch Amine durch Susannas Geistesgegenwart und Ueberlegenheit leicht zu täuschen gewesen in dem Grade, daß sie ihren eignen scharfen Augen mißtraute, so war es doch nicht minder wahr gewesen, daß in demselben Augenblick, wo sie sich hatte verabschieden wollen, räthselhafterweise derselbe junge Mann, tief in den Mantel gehüllt, auf der Schwelle erschienen und auf einen Wink Susannas wieder verschwunden war, den sie vor einigen Tagen bei der Schauspielerin Victorine gesehen.

III.

Ein verhängnißvoller Tag.

Kaum sah sich Lischen allein, als auch ihre von der Schwester nur künstlich beschwichtigte Angst wieder Raum gewann. Das Vorgefallene hatte in ihren Augen einen so übernatürlichen Anstrich, daß alle Vernunftsgründe, die sie gegen dasselbe aufbot, nicht ausreichen wollten.

Lischen erinnerte sich, daß Amine ihr gerathen, einen der dienstbaren Geister herein zu rufen, damit sie nicht allein sei; im Zimmer erschien ihr Alles so gespenstisch und unheimlich, die Schatten, welche die Möbel warfen, das Ticken der Uhr, und namentlich die zum Zimmer des Vaters führende Thür, die ja jeden Augenblick sich wieder öffnen konnte — Alles jagte ihr neuen Schreck ein. Zum Unglück schien auch das Licht der Lampe immer matter zu werden; dieselbe konnte — vielleicht aus sehr natürlichen Gründen — erloschen, und wenn sie dann im Dunkeln gewesen wäre — — hu! Dieser Gedanke jagte ihr ein Frösteln durch alle Glieder. Sie faßte sich ein Herz, sprang mit einem ängstlichen Seitenblick an der entsetzlichen Thür vorbei, riß die zum Flur führende auf und rief Friedrichs Namen.

Dieser hatte sich eben, die baldige Rückkehr seines Herrn erwartend, in seine Kammer begeben; er hörte den Ruf und erschien.

„Das gnädige Fräulein befehlen?" fragte er, die Thür der Kammer hinter sich schließend und auf den eigentlichen Befehl wartend.

„Friedrich . . . ich wollte . . . ich möchte . . . Friedrich, sieh einmal nach der Lampe, sie will erlöschen!" stieß sie schnell heraus, froh, auf diesen Gedanken gerathen zu sein.

„Ich habe sie doch in Ordnung gebracht!" brummte Friedrich vor sich hin, und folgte dem Mädchen ins Zimmer.

Aber wie oft und genau Friedrich auch die Lampe hin und her besah, wie gründlich er ihren Mechanismus und ihren Oelgehalt prüfte, er vermochte nichts Mangelhaftes an der Lampe zu finden und seiner Meinung nach hatte sie noch nie so hell gebrannt wie gerade heute Abend. Dahingegen überführte ihn ein einziger Blick auf das Antlitz des Mädchens, daß er dasselbe noch niemals so bleich und aufgeregt gesehen wie gerade jetzt.

Friedrich schüttelte kaum merkbar den Kopf. Er glaubte zu merken, daß dem Mädchen etwas auf der Zunge liege. Da die Kinder unter seinen Augen herangewachsen waren, kannte er Beide zu genau, als daß Lischens Antlitz ihn hätte täuschen können.

Wartend und scheinbar die Lampe beobachtend stand er am Tisch.

„Haben das gnädige Fräulein noch etwas zu befehlen?" fragte er endlich zögernd.

„Das nicht gerade, Friedrich . . . aber . . . es ist wohl albern, jedoch . . . ich gestehe Dir, Friedrich, mir ist so ängstlich zu Muthe, ich fürchte mich allein zu sein . . . Amine ist soeben zu einer Nachbarin gesprungen . . ."

„Hm, was kann Ihnen hier geschehen, gnädiges Fräulein? Zudem wird der Herr Major jeden Augenblick zurück sein können . . ."

Plötzlich fiel es Friedrich wieder ein, daß er am Abend eine seltsame Gestalt hatte die Treppe hinab schweben gesehen. Lischen war doch sonst so manchen Abend allein im Zimmer gewesen, ohne daß sie sich gefürchtet . . . Friedrich combinirte, daß möglicherweise diese Furcht ihre besondere Veranlassung haben könne. Er wußte jedoch nicht, wie er eine darauf bezügliche Frage anbringen sollte.

Inzwischen war Lischen in derselben Lage.

„Sag mir, Friedrich," begann sie mit beklommener Stimme, „glaubst Du wohl an übernatürliche Erscheinungen?"

„Ich verstehe das gnädige Fräulein nicht," antwortete Friedrich, das Mädchen groß anschauend. „Sie meinen doch nicht etwa gar Gespenster?"

„Nicht doch, Friedrich! Ich meine: glaubst Du an Vorbedeutungen und Weissagungen?"

Friedrich schüttelte ungläubig den Kopf.

„Das sind lauter Albernheiten, gnädiges Fräulein, mit denen sich ein ehrlicher Christenmensch nicht herumtragen soll . . . Freilich," setzte er hinzu, indem er eine trübselige Miene annahm und sich hinter dem Ohr kratzte, „freilich, ehe meine selige Mutter starb, und das sind nun einige dreißig Jahre schon her . . . wurde mir auch von einer alten Kuhhirtin in dem Gehöft, wo ich in Quartier lag, prophezeit, es werde mich ein Unglück treffen, aber . . ."

„Siehst Du, Friedrich?" fiel ihm Lischen ins Wort, während ihr Auge sich mit Thränen füllte.

„Aber," setzte Friedrich seine Rede fort, „das konnte auch mit ganz natürlichen Dingen zugehen; die Alte wußte, daß mein Pferd krank war, das mir so sehr an's Herz gewachsen war; es starb nach einigen Tagen und sie konnte auch dieses Unglück gemeint haben . . . Uebrigens, gnädiges Fräulein," fuhr er in anderem Tone fort, „scheint es mir, als müßte Ihnen etwas passirt sein; wenn mir recht ist, sah ich heut Abend eine fremde Person die Treppe hinunter gehen. Da ich nun für die Sicherheit des Hauses dem Herrn Major Rechenschaft schuldig bin und ich genau achten muß auf Alles, was hier aus- und eingeht, so . . ."

„Hier ist Niemand gewesen, Friedrich!" fiel ihm Lischen, die in ihrer Aufregung selbst nicht wußte, was sie that oder wollte, ins Wort. „Du hast wahrscheinlich meine Schwester die Treppe hinunter eilen gesehen."

„Fräulein Amine? Nein gnädiges Fräulein, ich kenne ihren Tritt; es muß eine fremde Person gewesen sein."

Friedrich selbst war abergläubisch, seine Neugier hatte ihre guten Gründe.

„Aber ich versichere Dich, es war Niemand hier!" wiederholte Lischen.

„Haben das gnädige Fräulein sonst noch einen Befehl?" fragte Friedrich, dem auf diese Versicherung hin ein Gedanke im Kopf aufstieg, mit welchem sich ihm zugleich eine Gänsehaut über den Rücken zog.

„Nichts, Friedrich!" antwortete Lischen ganz zerstreut und schon im nächsten Augenblick diese Antwort bereuend, da sich Friedrich mit einem Bückling aus dem Zimmer zurückzog, und sie also wieder allein blieb.

Friedrich begab sich sofort in seine Kammer, kreuzte dort die Arme über die Brust und starrte in das vor ihm auf dem Tische stehende Licht.

„Es ist sonderbar!" brummte er mit seiner tiefen Baßstimme. „Furcht kenne ich nicht; aber es steht fest, daß es Dinge giebt, die man mit seinem nüchternen Verstande nicht zu begreifen vermag. (Friedrich holte die Flasche hervor, um der Nüchternheit des Verstandes mit der nöthigen Inspiration zu Hülfe zu kommen.) Das gnädige Fräulein versichert, es sei Niemand bei ihr gewesen und ich weiß, daß sie niemals mit Unwahrheiten umgeht; trotzdem habe ich ganz deutlich eine Weibsperson die Treppe hinunter gehen sehen. Anfangs hielt ich sie für die Hanne, denn so kam sie mir ganz vor, ja ich hätte darauf schwören mögen, daß sie es gewesen, und ich möchte auch jetzt noch darauf schwören. Als ich aber, um mich zu überzeugen, in die Küche schaute, stand die alte Donnerhexe da und scheuerte den großen Kessel . . ."

Friedrich griff abermals zur Flasche, denn er sah sich vor einem großen Räthsel, das zu lösen der nüchterne Verstand

seiner Meinung nach nicht fähig war, und in der That schien ihm diese den Schlüssel zu dem Räthsel zu geben.

„Es ist noch niemals vorgekommen, daß sich des Abends fremdes Weibsvolk hier im Hause hat sehen lassen," räsonnirte er weiter. „Bei dem gnädigen Fräulein ist Niemand gewesen, die alte Hanne war in der Küche und doch hatte die Gestalt, von hinten gesehen, eine so merkwürdige Aehnlichkeit mit ihr, daß sie zum Verwechseln waren . . . (Friedrichs Augen erweiterten sich hier, sie nahmen einen gläsernen Ausdruck an, der eben in ihm aufsteigende Gedanke lenkte seine Hand abermals zur Flasche, dann legte er den Finger wagerecht an die Stirn). „Die alte Hanne," sagte er mit feierlicher Stimme, „habe ich des Nachts oft auf dem Boden umher wirthschaften gehört und sie immer für eine Art von bösem Geist gehalten; ganz richtig ist es mit ihr nie gewesen, es ist also nichts wahrscheinlicher, als daß die alte Hexe zu den Leuten gehört, die zweimal auf der Welt sind, daß sie eine Doppelgängerin ist . . . Zweimal auf der Welt, diese Hexe, die schon einmal zu viel ist!" setzte er mit Entrüstung hinzu, während er den Rest der Flasche hinab goß.

Friedrich beschloß, der Sache genauer auf den Grund zu kommen und fortab seine Beobachtungen anzustellen; denn hatte auch die Flasche in der That ihm Licht in dieses Dunkel geworfen, so hatte sie doch auf der andern Seite seinem Scharfblick für heute Abend dermaßen Grenzen gesetzt, daß er sich außer Stande fühlte, für heute weiter zu forschen.

Als der Major von Wennberg mit seiner Frau nach Hause zurückkehrte, kam ihm oben auf dem Hausflur der alte Friedrich mit seinem Talglicht in der Hand wackelnd entgegen. Seine Nase hatte eine Carminfarbe angenommen, seine Augen hatten etwas Schwerfälliges und Starres und glotzten unbeweglich vor sich hin; von seinem sehr spärlich gewordenen Haupthaar sträubte sich, was noch vorhanden war, wie ein Indianer-

skalp in die Höhe und seine Nüstern bliesen die innere Aufregung von sich wie ein Wallfisch das Wasser.

Ein strenger Blick des Majors auf seinen sonst so zuverlässigen Diener belehrte ihn, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein müsse; seine Gattin, ohnnehin etwas nervös, heftete ängstlich und stürmisch fragende Blicke auf ihn. Friedrich aber sah von Beiden nichts — er wackelte, suchte das Gleichgewicht zu erhalten, wie es der Respect vor seinem Herrn gebot, und seine Zunge versagte den Worten den Dienst, welche aus seinem Innern heraufsteigen mochten. Diese Worte waren ohne Zweifel Aeußerungen eines doppelt erregten Gemüths; Friedrich selbst aber war, wie er dastand, ein Räthsel.

„Was giebts, Friedrich, und wie kommst Du in diese Verfassung?" herrschte ihn der Major militairisch an.

Friedrich fuhr zusammen und suchte sich zu richten. Die soldatische Gewohnheit war in ihm so groß, daß ihm dies wirklich gelang.

„Halten zu Gnaden, Herr Major," sagte er, indem er seine Zunge zu einer gewaltsamen Anstrengung zwang, „ich bin außer aller Verfassung. Der Herr Major wissen, daß ich mich vor dem Teufel und seiner ganzen Sippschaft nicht fürchte, aber das geht hier nicht mit rechten Dingen zu . . . Zweimal auf der Welt!" brummte er für sich hinzu.

„Was denn! Sprich deutlich!" rief der Major, während seine Frau, die ein wirkliches Unglück befürchtet hatte, wieder Athem schöpfte.

„Herr Major," fuhr Friedrich fort, „um mich kurz zu fassen: entweder die alte Hanne spukt bei lebendigem Leibe oder es muß ein anderes altes Weib hier im Hause umgehen! . . . Die Hanne ist doppelt!"

Der Major, obgleich er einer der liebenswürdigsten Familienväter sein konnte, war ein schroffer Charakter, unnachsichtlich gegen die geringsten Dienstfehler und rücksichtslos in seinen

Forderungen der strengsten Pflichterfüllung, welche letztere er auch auf seine Familie übertrug.

Ein strenger, strafender Blick aus seinem grauen, durchdringenden Auge traf den alten Friedrich; dieser richtete sich unwillkührlich, wagte aber nicht, den Blick zu erheben. Wie ein Blitz durchzuckte ihn trotzdem dieser Blick, ohne ihm jedoch die so erforderliche moralische Haltung wiederzugeben.

Der Major begriff sogleich, daß Friedrich der Flasche zugesprochen; er wußte, daß er dies nur in seltenen, außergewöhnlichen Fällen wagte, denn Friedrich war sonst stets soldatenmäßig prompt und gewissenhaft. Auf eine beunruhigendere Antwort als diese Albernheit vorbereitet, wandte er ihm jetzt verächtlich den Rücken.

„Morgen sprechen wir uns weiter!" sagte er streng. „Geh in Deine Kammer. Die Köchin mag heut Abend Deinen Dienst versehen!"

Friedrich fuhr zusammen. Dieser Schlag schien ihn nüchtern zu machen.

„Herr Major, halten zu Gnaden, lieber meinen Abschied!"

„Du hast zu wählen!" war die kurze Antwort des Majors, der mit seiner Frau in die Thür trat.

Eine Secunde lang stand Friedrich unschlüssig da, er ballte die Hände und brummte ein Kreuzmohrenelement vor sich hin. Endlich schnell gefaßt, folgte er dem Major ins Zimmer.

Während Friedrich in seiner Kammer über das so schwierige Problem nachdachte, war Amine leichtfüßig und unbemerkt die Treppe wieder herauf gehuscht und hatte ihre Schwester aus der Einsamkeit erlöst. Mit schmerzlichem Lächeln nahm diese die Versicherungen Aminens hin, daß die Sache, wie sie aus Susanna's eigenem Munde gehört, gar nichts zu bedeuten habe, und wirklich gelang es ihr, Lischen soweit zu beruhigen, daß sie, ohne besondere Erregung zu verrathen, den Eltern bei deren Rückkehr entgegen treten konnte.

Der Abend verstrich ohne besondere von uns zu registrirende Vorfälle still und geräuschlos im Familienkreise. Der Major zog sich bald in sein Zimmer zurück, um seine gewöhnlichen Amtsgeschäfte zu erledigen. Als er seinen Kindern eine gute Nacht wünschte und Beide auf die Stirn küßte, fiel ihm auf, daß die Lischen's mit kaltem Schweiß bedeckt war; indeß ward hiefür schnell eine Ausrede gefunden. Amine, die Lischen nicht aus den Augen ließ, gewahrte, wie dieselbe, als der Vater die Thür zu seinem Zimmer öffnete, von heftigem Zittern befallen wurde und sie ihm mit leichenblassem Antlitz nachschaute.

Aminens Besorgniß, daß die Schwester noch aus der Rolle fallen werde, stieg, als Beide an den Tisch zurückkehrten, um der Mutter noch Gesellschaft zu leisten, und als diese forschend den Blick auf Lischen ruhen ließ. Indeß schien die Mutter heute mit sich selbst sehr beschäftigt zu sein und auch ihre Fragen erledigten sich durch die Bereitwilligkeit Lischens, sich heute frühzeitig zu Bett zu begeben.

Mit erleichtertem Herzen folgte Amine endlich der Schwester in das gemeinschaftliche Schlafgemach, wo sie sich auf den Rand von Lischens Bett setzte, ihr die letzten Zweifel und Besorgnisse aus der Seele plauderte und selbst erst die Ruhe suchte, als sie sah, daß der Schwester, überwunden von den Aufregungen des Abends, der Schlummer in die matten Augen trat.

Am andern Morgen ganz zeitig war die Differenz zwischen dem Major und seinem Friedrich bereits ausgeglichen. Der erstere hatte überlegt, daß er den alten Diener eben so wenig entbehren könne, wie dieser ihn, er hielt ihm eine mit soldatischen Floskeln reichlich geschmückte, eindringliche Rede (denn darin war der Major ein Meister), er schilderte ihm die ganze Schmach des Soldaten, den Dienst in so gröblicher Weise zu verletzen, und ermahnte ihn, ein gewissenhafter, zuverlässiger Diener zu bleiben, wie er es so lange gewesen.

Friedrich war so gerührt, daß er mit dem Aermel mehrmals über die Augen fuhr, er wagte es gar nicht, die Veranlassung dieses gröblichen Vergehens zu erwähnen, denn am Morgen erschien ihm selbst die Sache eben so albern, wie sie ihm am Abend bedeutsam erschienen war; im Grunde der Seele aber schwur er der alten Hanne doch Rache, denn unter allen Umständen trug sie die eigentliche Schuld.

Der Major mußte schon um acht Uhr sein Pferd besteigen. Friedrich war ihm mit gewohnter Pünktlichkeit dabei behülflich, und da der Major ihm beim Abschied mehr als gewöhnlich freundlich mit der Hand zuwinkte, so schien denn Alles wieder im alten Geleise zu sein. Im Hause selbst ging Alles in gewöhnlicher Stille und Friedlichkeit einher; die beiden Mädchen besorgten den kleinen Theil der häuslichen Geschäfte, welcher ihnen oblag, und schienen die Aufregung des Abends vergessen zu haben.

Dahingegen war die Mutter heute Morgen auffallend bleich; von ohnehin schwächlicher Organisation, wie schon erwähnt sehr nervös, erschrack sie heute bei jedem leisesten Geräusch. Die Majorin war eine Frau von einigen vierzig Jahren, ihr Antlitz zeigte noch heute die Spuren einstiger Schönheit, doch hatte das dunkle Auge sein Feuer verloren, ihre Schläfe waren eingesunken, um ihre Mundwinkel hatte sich eine tiefe Falte gelegt, ihre ganze Erscheinung machte den Eindruck eines entweder durch Kränklichkeit oder Seelen-Leiden geschwächten Wesens.

Amine, deren Auge nicht so leicht etwas entging, glaubte heute Morgen schon beim Frühstück, als alle Drei beisammen saßen, die Mutter sehr schweigsam und gedankenvoll zu finden; wie oft sie auch versuchte, sie ein wenig aufzuheitern, es flog wohl ein mattes Lächeln über ihr Antlitz, aber der ängstliche Zug, der sich namentlich um Stirn und Augen der Mutter gelegt, machte immer wieder sein Recht geltend.

Noch ehe das Frühstück beendet, erhob sich die Mutter; sie

trat ans Fenster und Amine sah, wie sie dort ängstlich die Hand auf die Brust legte und nach Athem rang.

Kein Wunder, daß es dabei auch Amine selbst endlich beklommen ums Herz wurde, und als nun gar auch Lischen wieder in ihre Melancholie zurückfiel, erhob sie sich und verließ, eine Melodie vor sich hin summend, das Zimmer.

Beschäftigen wir uns inzwischen mit dem Major, dessen Charakter schon ein Licht auf das Eheglück seiner Frau werfen mußte und der uns das leidende Aeußere derselben erklärt. Herrschsüchtig und unbeugsam, starr und unbeweglich in seinen militairischen Prinzipien, nach denen er seine Soldaten, seine Familie, überhaupt Alles ohne Unterschied behandelte, war er zugleich aufbrausend, jähzornig, und konnte durch den leisesten Widerspruch zum Aeußersten gebracht werden. Nur durch eine knechtische Unterwerfung seiner Familie unter seine Wünsche, seine Winke, seine Launen gelang es dieser, den spröden Stoff zu erweichen und ihn milde und nachsichtig zu stimmen. War dies geglückt, so ward er mittheilsam, zutraulich und für einige Stunden gab es dann keinen liebenswürdigeren Familienvater. Der leiseste conträre Hauch aber stieß seine gute Laune wieder um, und mit abstoßender Kälte sprang er auf und verschloß sich in seinem Arbeitszimmer.

Die Majorin, eine vernünftige, und leidenschaftslose Frau, hatte sich von Anfang an in ihr Schicksal ergeben; sie hatte seinen Charakter mit der größten Aufmerksamkeit studirt und suchte Alles aus dem Wege zu räumen, was Gelegenheit zu heftigen Scenen geben konnte. Leider aber waren diese nicht ganz zu vermeiden; ihr zart besaitetes Gemüth wurde trotzdem fast täglich verletzt, und so bildete sich in ihr ein langsam schleichendes Uebel, das sich zunächst in einer großen Nervenreizbarkeit äußerte und innerlich langsam fortarbeitete. Die beiden Mädchen fürchteten den Vater und liebten ihn zugleich aufs zärtlichste; in der Stadt selbst war der Major seiner

Schroffheit wegen nicht beliebt, noch weniger aber in seinem Regiment, in welchem ihn Alles wie einen Tyrannen und einen verknöcherten Verehrer des unseligen Drillsystems betrachtete.

Leider besitzt unsere Armee deren unzählige; die lange Friedenszeit hat in Ermangelnng blutiger Katastrophen, welche die Entwickelung soldatischer Individualität fördern und die Knöpfe zu einer Nebensache machen, diese lange Friedenszeit hat den Gamaschendienst zu einem heiligen Cultus gemacht, dessen Götzen der erste Zusammenstoß vernichten, und dem glücklicherweise die durch unser Wehrsystem gesicherte Intelligenz der Soldaten in entscheidenden Zeiten ein Gegengewicht leisten wird. Daß doch Niemand daran denkt, diese Intelligenz in Friedenszeiten zu kapitalisiren, um mit ihr in Zeiten des Krieges wuchern zu können!

Dieser unglückliche Charakter des Majors war auch bereits die Veranlassung zu mehrfachen Zerwürfnissen und Unannehmlichkeiten innerhalb des Kreises seiner nächsten Verwandtschaft geworden, über welche uns der Verlauf unserer Geschichte nähere Mittheilung bringen wird.

Hart und theilnahmlos gegen seine Mitmenschen, von äußerster Anspruchslosigkeit in seinen persönlichen Bedürfnissen, hatte der Major dafür eine desto größere Passion für Pferde, und dieser kostspieligen Leidenschaft opferte er, da er ohne Vermögen war, mehr als er vielleicht verantworten konnte. Trotzdem behaupteten die Sportsmen der Stadt und namentlich die Offiziere, er sei gar nicht einmal der sichere Reiter, für welchen er sich halte.

Während der letzten Tage nun ging dem Major wieder ein Pferdehandel durch den Kopf, der ihn sehr verdrießlich machte. In dem Gasthofe, in welchem er wöchentlich an zwei Abenden mit einigen seiner Kameraden eine Partie Whist zu spielen pflegte, war nämlich aus der benachbarten Residenz ein Fremder, seinem ganzen Wesen und Erscheinen nach ein Amerikaner, von

einem Reitknecht begleitet, eingetroffen, der mit seinem Pferde, einem kostkaren Grauschimmel, sich zum Rennen nach Wien begeben wollte, auf dieser Station aber eine Depesche vorgefunden hatte, welche ihn nöthigte, einige Tage in der Stadt zu verweilen.

Das Pferd, einstweilen in den Gasthof gebracht, erregte hier allgemeine Sensation; der Wirth gab seinen Gästen geheimnißvolle Winke, der Fremde scheine Nachricht von einem sehr empfindlichen Geldverlust erhalten zu haben, und wenn man ihm eine einigermaßen annehmbare Summe biete, so werde das Pferd zu kaufen sein.

Der Major, der beim ersten Anblick des Pferdes von demselben enthusiasmirt war, beauftragte den Wirth, dem Fremden auf den Zahn zu fühlen; dieser, ein schweigsamer Mann, mit großem englischen Backenbart und scharf markirtem, gebräunten Gesicht, schien ein Sonderling zu sein; phlegmatisch wie ein Türke, die brennende Cigarre im rechten Mundwinkel schief herabhängend und mit den etwas heimtückischen Augen zwinkernd, hörte er den Wirth an, warf sich in einen Lehnstuhl, schlug die Beine übereinander und schien zu überlegen.

„Sagen Sie dem Major,“ antwortete er endlich etwas wegwerfend, „das Pferd sei ein ungewöhnliches Thier und verlange einen ungewöhnlichen Reiter. Nur für einen solchen ist es mir feil und nur dann, wenn ich mich von dem letzteren überzeugt habe.“

Der Wirth überbrachte dem Major die Antwort. Dieser schien beleidigt durch den Zweifel an seiner Reitkunst, um so größer aber ward auch seine Kauflust, und so wurde denn zwischen ihm und dem Amerikaner verabredet, daß der Major am andern Mittag thätlich beweisen solle, ob er der „ungewöhnliche“ Reiter sei, welchen der Fremde verlange. Die anwesenden Offiziere verlangten, dabei zu sein, von Allen jedoch

war nur Einer des siegreichen Ausganges ganz gewiß, und dieser Eine war der Major selbst.

Am nächsten Mittage, als der Major von Wennberg nach seiner Versöhnung mit Friedrich vom Exercitium zurückkehrte, erwartete ihn der Fremde bereits am Wasserthor, demselben, das wir bereits zu Anfang beschrieben. In einiger Entfernung führte sein Reitknecht das Pferd am Zügel; das herrliche Thier, feurig in jeder Sehne, jeder Bewegung den arabischen Ursprung verrathend (denn das Pferd stammte in der That aus dem kaiserlichen Gestüt in Blida, in der Provinz Oran), schien des müßigen Umherführens schon müde; es blies die Nüstern auf, warf die klugen Augen ins Weite hinaus, als messe es den kargen Raum, den ihm der kleine Platz und die Chaussee bot, und blickte neugierig nach seinem Herrn, der in derselben Seelenruhe wie gestern Abend, die Cigarre im Munde, die Hände in den Taschen seiner weiten braunen Hosen, den Hut über die Stirn gedrückt, hin und her schlenderte und weder durch Geste noch durch Miene irgend welche innere Thätigkeit verrieth. Dieser Mensch, in einem Alter von einigen vierzig Jahren, schien das Prototyp eines indolenten Yankee zu sein und rückte kaum den Hut, als ein halbes Dutzend Offiziere, die als Zuschauer kamen, ihn anredeten und von Enthusiasmus für seinen „Emir" überflossen. Seine ganze Bewegung bestand darin, daß er seine Cigarre von einem Mundwinkel in den andern rollen ließ.

Bald darauf erschien auch der Major mit der Reitgerte in der Hand. Sein Auge strahlte vor Bewunderung, als er den stolzen Emir ins Gebiß schäumen sah. Aufgeregter und mittheilsamer, als man ihn seit lange gesehen, trat er zu seinen Kameraden, mit einem freundlichen Gruß wandte er sich an den Fremden, der ihn, den Rücken gegen einen Baum gelehnt, erwartete und kaum eine Sylbe an ihn verschwendete.

Anstatt dessen legte er den gekrümmten Finger in den

Mund und that einen hellen Pfiff, bei welchem Emir die Ohren spitzte. Der Reitknecht eilte mit dem Pferde herbei. Der Major, ungeduldig, seine Kunst zu zeigen, schwang sich in den Sattel und wie ein Pfeil schoß das edle Thier dahin, der Chaussée zu.

Bewundernd schaute man ihm nach; der Fremde verzog keine Miene, dahingegen folgte sein Auge unverwandt dem Reiter. Tiefe Stille herrschte in der Gruppe.

Wir haben bereits erwähnt, daß Susanna's Haus auf dem Platze vor dem Wasserthor stand. Der Ritt geschah von der Brücke ab und zwischen dieser und der Chaussee hielt das Häuschen etwa die Mitte.

Niemand bemerkte, daß an dem schräg nach der Chaussee zu gehenden Seitenfenster des kleinen Zimmers, in welchem wir gestern Abend Susanna gesehen, eine weibliche Gestalt erschien. Als diese den Reiter vorüber jagen sah, fuhr sie leicht zusammen, und that unwillkührlich einen Schritt zurück, dann einige Sekunden später hob sie unter dem jähen Eindruck eines heftigen Gefühls beide Arme und verschwand.

Auch die zuschauenden Offiziere stießen in demselben Moment einen Schreckensruf aus und standen wie versteinert da; nur der Fremde verzog wiederum keine Miene.

Der Major hatte nämlich kaum funfzig Schritte auf der Chaussee zurückgelegt, als sein Pferd, plötzlich scheu gemacht, stutzte, einen Seitensprung machte, dann sich hoch auf bäumte und trotz aller Anstrengungen des Reiters immer steiler sich hob. Noch ein Moment — ein fürchterlicher: das Pferd überschlug sich und begrub den Reiter unter seiner Last.

Nur einer der Offiziere glaubte deutlich die Ursache dieses Unfalls erkannt zu haben. Er hatte gesehen, wie ein Knabe, der mitten auf der Chaussee gelegen, beim Herannahen des Reiters sich plötzlich halb aufgerichtet, vor ihm ein Rad zur

Seite hin geschlagen und dann hinter dem Gebüsch des Chaussee=grabens verschwunden war.

Indeß gab es keine Zeit, sich hierüber klar zu werden. Man eilte zur Stelle — mit Ausnahme des Amerikaners, der sich nicht vom Platze rührte, sondern seinem Reitknecht einen Wink gab, das Pferd einzufangen. Hier fand man bereits einige Arbeitsleute, die aus den anliegenden Gärten herbeigestürzt waren. Leider kam man aber zu spät — der Major lag mit blutendem Kopfe leblos da; der Hintertheil seines Schädels war auf einen scharfen Stein geschlagen und blutete aus einer tiefen Wunde.

Fast ebenso todesbleich wie das Antlitz des Verunglückten umstanden ihn die Offiziere; wie wenig Sympathien auch sein unfreundlicher Charakter zu erregen vermocht hatte, die Größe des Unglücks wälzte sich schwer auf ihr Herz und erregte ihre innigste Theilnahme.

Während die zuerst herbeigeeilten Arbeiter sich bemühten, den Verunglückten ins Leben zurückzurufen, indem sie Wasser herbei trugen und seine klaffende Wunde kühlten, hatte sich ein Haufe Neugieriger gesammelt, in welchem die Veranlassung dieses Unfalles discutirt wurde. Einige von den Arbeitern wollten ebenfalls einen Knaben gesehen haben, der quer über die Chaussee Rad geschlagen; der eine der Offiziere bestätigte, daß gerade dies die Ursache gewesen, und fügte hinzu, es scheine ihm hier eine gewisse Absichtlichkeit zu Grunde zu liegen. Noch ein Anderer hatte in dem Knaben sogar den „rothen Sam,“ einen elternlosen Taugenichts erkannt, der sich hier in der Vorstadt stets aufhielt, bei einem Gärtner Tagelöhnerdienste verrichtete, von diesem aber wegen Diebstahls davon gejagt war. Der rothe Samuel oder „Sam“, wie man ihn kurzweg nannte, weil man den Burschen eines längeren Namens nicht für werth hielt, war sogar gesehen worden, als er durch die

Lücke eines Zaunes gekrochen und durch den Garten die Flucht nahm.

Wie dies bei solchen Gelegenheiten stets der Fall, steigerte sich die Entrüstung über den Urheber dieses unseligen Vorfalles während der gegenseitig ergänzenden Erzählung; hier aber brach er bei einzelnen sanguinischen Naturen in gerechte Wuth aus, um so mehr, als sich alle Bemühungen, den Verunglückten ins Leben zurückzurufen, erfolglos zeigten. Eben so war man geneigt, selbst den Besitzer des Pferdes zur Rechenschaft zu ziehen, als man aus dem Munde der Offiziere den eigentlichen Hergang der Sache erfuhr. Jener aber hatte sich in höchster Gleichgültigkeit nach der Stadt zurückbegeben und auch seinen Reitknecht mit dem Pferde entfernt.

So blieb denn, nachdem man einen Boten in die Stadt geschickt, um die Familie des Majors auf das Unglück so schonend wie möglich vorbereiten zu lassen, der gerechten Volksentrüstung kein anderer Gegenstand, an dem sie sich hätte auslassen können, als der rothe Sam.

Wo war dieser? Man fragte, man suchte. Endlich erzählte ein Herzukommender, er habe die „rothe Canaille" in das Haus der alten Susanne schleichen sehen.

„In das Haus der verfluchten Hexe!" schrie Einer.

„Nun ja, die Beiden gehören auch zu einander!" setzte ein Zweiter hinzu.

„Machen wir dem Unfug ein Ende und schlagen wir ihr die Fenster ein!" rief noch ein Anderer.

„Schlagen wir lieber das ganze Rabennest ein!" schrie ein vierschrötiger Arbeiter, die gewichtige Faust erhebend.

„Ja wohl!" hieß es von mehreren Seiten, „jagen wir die Hexe zum Teufel und schlagen wir dem rothhaarigen Jungen die Knochen entzwei, damit er kein Unheil mehr anstiften kann!"

Der Haufe theilte sich jetzt. Man hatte inzwischen aus

den Gärten eine Tragbahre herbeigeschafft und den Unglücklichen darauf gelegt, der noch kein Lebenszeichen von sich gab. Unter Begleitung der Offiziere begab man sich zur Stadt. Der größere Theil eilte voraus, in der Absicht, sogleich die Lynch-Justiz in die Hand zu nehmen.

Lärmend zog man vor Susanna's Hütte. Da der Eingang zwischen den Staketen des kleinen Gartens für den Haufen zu eng war, brach man diese nieder und bewaffnete sich mit ihnen. Die Thür war verriegelt; man schlug sie zusammen. Ein halbes Dutzend hatte sich das erwähnte Seitenfenster als Eingang erwählt; man erbrach dasselbe und stieg so in das uns bekannte kleine Zimmer.

Niemand war hier zu sehen. Man erstaunte über die hier herrschende Sauberkeit, ja Eleganz; indeß diese reizte nur den Pöbel, der seine Wuth an den Mobilien ausließ und Alles, was Platz fand, zum Fenster hinauswarf oder zertrümmerte.

Plötzlich rief eine Stimme: „Ein Sarg! Ein Sarg!"

Alles sammelte sich in der Ecke; ein gelinder Schauder beschlich die Tumultuanten. Niemand wollte die Hand an den Sarg legen.

Endlich indeß faßte Einer ein Herz, packte den Sargdeckel an dem gelben Henkel, hob ihn auf und prallte mit den Uebrigen zurück. Ein menschliches Wesen, eine Leiche, lag darin. In demselben Augenblick aber sprang dieses menschliche Wesen mit einem langen Satz heraus, stieß die Erschreckten über den Haufen und war mit dem nächsten Sprunge zum Fenster hinaus.

„Sam! Da ist ja der Satan!" schrie Einer ihm nach; aber ehe man sich ihm nachstürzen konnte, war der Rothhaarige zwischen den benachbarten Scheuren verschwunden und man hatte das Nachsehen.

„Aber die Hexe! Wo ist denn die alte Hexe?" hieß es jetzt,

während der Sarg unter einigen derben Fußtritten ächzte, daß es unheimlich durch das Zimmer hallte.

Man eilte zur Thür, nachdem man auch das Bett sammt den Vorhängen demolirt, und stieß in dem dunkeln Gange mit der andern Abtheilung der Tumultuanten zusammen; man zertrümmerte in der kleinen Hütte, was zu zertrümmern war; man täuschte sich höchlichst, gar nichts Zauberartiges zu finden, wie es sich der Aberglaube des Volkes vorgespiegelt, das diese Hütte stets mit unheimlicher Scheu betrachtet; eben so wenig aber fand man auch keine Spur von Susanna, und getäuscht verließ man die verwüstete Hütte.

Selbstverständlich hatten diese beiden Scenen, das Unglück des Majors und die Demolirung von Susanna's Hütte, in dem benachbarten Theil der Stadt die allgemeine Aufmerksamkeit erregt; die Polizei mischte sich drein und suchte die Tumultuanten zu zerstreuen.

Inzwischen war auch der andere Zug vor dem Hause des Unglücklichen angelangt und ein Wundarzt herbei gerufen, der fast gleichzeitig eintraf. Die Majorin war, als ihr der von den Offizieren gesandte Bote, trotz der ihm eingeschärften Vorsicht, die Hiobsnachricht ziemlich ungeschickt überbrachte, in Ohnmacht gesunken; Lischen ging die Hände ringend im Zimmer auf und ab und vergoß die heißesten Thränen; Amine war die einzige, welche den Kopf nicht verlor, sie faßte sich nach dem ersten Schlage, sie hatte noch Geistesgegenwart genug, den Boten noch einmal ins Gebet zu nehmen. Dieser erinnerte sich erst jetzt, daß man ihm aufgetragen, nur die halbe Wahrheit zu sagen, und so lautete denn sein wiederholter Bericht bei Weitem nicht so schrecklich wie der erste.

Amine eilte zur Mutter zurück, sie rief ihr die beruhigenden Worte des Boten ins Ohr und beschwor sie, zu erwachen; sie verwandte alle denkbaren Mittel, um die Mutter wieder aus ihrer Ohnmacht zu erwecken. Endlich gelang ihr dies;

die Mutter schlug das Auge auf, sie holte tief Athem, als Amine ihr noch einmal versicherte, daß es nicht so schlimm sei, und starrte dann, die Hände faltend, vor sich hin, als strenge sie sich an, das Gehörte zusammen zu fassen.

Da plötzlich entstand Lärm auf der Straße; man zog vor das Haus. Amine stürzte die Treppe hinab, Lischen folgte ihr mit bebenden Gliedern, auf der Mitte der Treppe aber versagten ihr diese schon den Dienst.

Ein Todesschreck ließ sie zusammen brechen, als sie von unten herauf einen durchdringenden Schrei vernahm. Noch einmal sammelte Lischen alle ihre Kräfte, sie klammerte sich an die Gallerie der Treppe, sie schaute hinab.

Ein zweiter Schrei folgte dem Aminen's, denn Lischen sah die Schwester neben der im Hausflur stehenden Bahre ausgestreckt; der Blick des armen Lischen fiel gerade auf das todtbleiche, von Blut überflossene Antlitz des Vaters. Auch sie verlor die Besinnung. — — —

Wir unterlassen es, dem Leser die ganze Jammerscene zu schildern, deren Schauplatz das Haus des Majors ward.

Man entfernte die beiden Mädchen gewaltsam und schaffte den Unglücklichen in eins der unteren Zimmer; der Chirurg untersuchte die Wunde und schüttelte verzweifelt den Kopf. Dennoch versuchte er seine ganze Kunst — vergebens, denn der Körper des Majors war bereits kalt und steif, als er das Haus erreichte. — —

Schluchzen und Jammern trugen ihr Echo durch das Haus, aus welchem bisher die vernünftige und duldende Gattin eine Stätte des Friedens zu machen gewußt hatte. Diese versank im Laufe des Tages aus einer Ohnmacht in die andere; weinend und händeringend saßen die unglücklichen beiden Mädchen da. Auch Aminen's Herz und Muth waren gebrochen, nur dann und wann, wenn ihre Thränen zu versiegen schienen und sie im Uebermaß der Verzweiflung vor sich hinstarrte,

klang der Name „Susanna“ tonlos, wie aus der tiefsten Tiefe eines gemarterten und gebrochenen Herzens kommend, von ihren Lippen.

Friedrich verließ die Leiche seines Herrn kaum auf Augenblicke, und nur dann, wenn es ihm keine Ruhe ließ und er sich gedrängt fühlte, sich nach den Frauen umzublicken. Niemand entlockte heute ein Wort aus ihm; lange und unverwandt starrte er in das bleiche Antlitz seines unglücklichen Herrn, als könne er es noch immer nicht fassen, daß dieser sich dennoch von ihm getrennt, und außer der Familie war Friedrich der Einzige, der den Dahingeschiedenen wirklich geliebt hatte. Zuweilen rannen ein paar große Thränen über seine runzlichen Wangen, die er mit dem Ellenbogen auffing, und mehr als einmal brummte er vor sich hin:

„Also hatte die verdammte Spukgeschichte gestern Abend doch was zu bedeuten!“

* *
*

Wir haben, ehe wir den Schauplatz unserer Geschichte wechseln, noch drei flüchtige Bilder zu zeichnen.

Allerdings war der Behörde sofort von dem Unglücksfall Anzeige gemacht und ihr der rothhaarige Sam als derjenige bezeichnet worden, der an demselben die Schuld trage. Drei Personen hatten sich als Zeugen erboten.

Die Polizei sandte sofort ihre Diener aus, um sich des Taugenichts zu bemächtigen und denselben ins Arbeitshaus sperren zu lassen. Aber die Nürnberger hängen Keinen, es sei denn, sie hätten ihn.

Dasselbe dachte auch Sam. Dieser hatte, als er sich durch seine Geistesgegenwart in Sicherheit gebracht, einen Zufluchtsort gesucht, wo er überzeugt war, so leicht nicht gefunden zu werden und wo er schon mehrmals allen ihren drohenden Nachforschungen entgangen.

Hoch oben, unter dem Giebel einer der letzten unbenutzten Scheuren, von denen wir zu Anfang gesprochen, befand sich nämlich ein morscher Holzverschlag, der vor langer Zeit als Taubenschlag benutzt sein mochte. Später hatten Marder und andere Vagabonden sich daraus ein Lager gemacht, bis Sam diesen Ausguck entdeckte und ihn als Ruhestätte nach seinen dummen oder boshaften Streichen ganz geeignet fand. Er kletterte wie ein Eichhorn, wußte sich an den Sparren der Wände und den Löchern derselben, wo die Steine herausgefallen, bequem hinaufzuschwingen, da der Eingang in die verlassene Scheure Niemanden verwehrt war, und nachdem er sich einen Arm voll Heu hinauf getragen, fand er dieses Belvedere eben so bequem wie zweckmäßig für seine Razzien. Sam fühlte sich noch einmal so sicher, seit er sich im Besitze dieser Sommerwohnung wußte, denn für den Winter war von dem durchlöcherten Giebel wenig Schutz zu erwarten.

Sam's ganze Erscheinung war die eines angehenden und vielversprechenden Strolches. Dem Aberglauben des Volkes gegenüber kennzeichnete ihn schon sein brandrothes, struppiges Haar als Einen, in dem nichts Gutes stecken könne; das Schicksal selbst hatte ihm also dadurch ein Privilegium auf Ausübung aller freien Künste gegeben, welche mit den bürgerlichen Gesetzen in keiner freiwilligen Beziehung stehen, und die Natur hatte ihn mit den nöthigen Fähigkeiten hiezu verschwenderisch ausgerüstet.

Schon frühzeitig war Sam selbst der ziemlich losen Bande entledigt worden, welche ihn an Familie oder sonstwie hätten fesseln können. Seine Mutter, der man nichts Böses nachsagen konnte, die sich und ihn durch ihrer Hände Arbeit mühselig ernährte, war gestorben, als er im achten Jahre stand; sein Vater lebte noch, demselben „fehlte es an nichts," wie Sam sich auszudrücken pflegte, denn dieser war in's Zuchthaus abgeführt worden, als sein Sohn kaum das vierte Jahr erreicht

hatte, und so gab es denn Niemand auf der Welt, der durch moralischen Einfluß den Instinkten dieses Sohnes eine andere Wendung hätte geben können, — außer der Polizei natürlich, die ihn schon mehrmals bei den Ohren gehabt, die ihn aber immer wieder nach einigen Tagen bei Wasser und Brod und einer Tracht Prügel als Denkzettel hatte laufen lassen.

Sam hatte eine richtige Galgenphysiognomie. Unter seinem brandrothen Haar, das durch einige blonde Streifen hyänenartig gefleckt und gestreift war, fiel eine kaum zwei Finger breite Stirn voll großer Sommerflecken (denn eine Mütze pflegte er nicht zu tragen) auf die Augenbrauen herab, die später zu dichten Büscheln heranzuwachsen versprachen. Diese Sommersprossen waren so groß, daß man hätte glauben können, sie seien als Kleckse aus dem Pinsel gefallen, als Mutter Natur ihm sein Haar malte.

Seine Augen waren braun, listig und unruhig, wie die eines Fuchses, doch hatte auch das eine, und zwar das linke, einen in's Röthliche schimmernden Fleck. Niederträchtigkeit und Schurkerei, List und Verschlagenheit spiegelte sich in diesen Augen, die niemals Ruhe hatten. Seine Nase war impertinent aufgestutzt und ebenfalls dicht mit Sommersprossen besäet; um seinen breiten Mund mit dick aufgeworfenen, Sinnlichkeit und Brutalität verrathenden Lippen lag ein malitiöser, satanischer Zug, der sich, wenn er lachte und seine großen weißen Zähne zeigte, über den ganzen untern Theil des Gesichts verbreitete.

Die ganze Gestalt des Burschen war muskulös, sein garstiger Kopf saß zwischen zwei kräftigen, breiten Schultern, seine Hände waren derb und ebenfalls mit Sommersprossen bedeckt. Seine Kleidung bestand aus Lumpen, nämlich einer zerrissenen, einst blau gewesenen Leinenjacke und einer schmutzigen, ebenso zerrissenen grauen Hose, die er Winter und Sommer trug. Schuhe pflegte er sich nur zu betteln, wenn der erste Schnee fiel, und

mit dem letzten warf er sie in den nächsten Graben. Strümpfe hatte er nie gekannt.

Sam's ganze Kleidung zeigte also, daß er seine Kunst als Strolch und Tagedieb bisher nur aus reiner, uneigennütziger Neigung geübt, und wenn ihn hungerte, so holte er sich seine Nahrung, indem er bettelte, und hierin besaß er eine gewisse Meisterschaft.

Es kam indeß die Zeit, wo Sam auch an Verwerthung seiner ungewöhnlichen Naturgaben zu denken begann, denn in dieser Welt muß Jeder mit seinem Pfunde wuchern.

Als er nach seinem schlechten Streich, der ein Menschenleben gekostet, in Susanna's Hütte Schutz gesucht, bei deren Barmherzigkeit er, durch die Hinterpforte eintretend, oft ein Mittagsmahl erbettelt, hatte er zu seinem Erstaunen die Hütte ganz leer gefunden. Schnell in dem kleinen Zimmer umherblickend, hatte er den in der Ecke stehenden Sarg erspäht und überlegt, daß dieser vielleicht ein guter Versteck für ihn sein könne; denn daß man ihn verfolgen werde, daran zweifelte er nicht, weil er wußte, daß man ihn gesehen.

Schnell sich auf den Sarg stürzend, öffnete er diesen und fand ihn zu seiner Freude leer. Nur an der einen im Schatten befindlichen inneren Wand entdeckte er ein aufrecht gekehrtes Papier. Ohne sich irgend einen Vortheil davon zu versprechen, ergriff er es und steckte es in die Tasche. Dann noch einmal zur Thür spähend, ob auch die Besitzerin der Hütte ihn überrasche, streckte er sich der Länge nach in den Sarg und zog den Deckel soweit über sich, daß er Luft behielt.

In dieser Lage erwartete er ruhig seine Verfolger. Alles aber blieb still, selbst Susanna kam nicht.

Sam begann zu hoffen, daß Alles ruhig vorübergehen werde; er schob den Deckel zurück, hob den Kopf und schaute im Zimmer umher. Nichts zeigte sich, was seine Besorgniß vor Verfolgung rechtfertigte; selbst in der Hütte regte sich nichts.

So beschloß er, leise zur Hinterthür hinaus zu schleichen und das Freie zu gewinnen. Kaum aber wollte er sich aufrichten, als er Stimmen hörte; diese wuchsen schnell zum Tumult. Sam kroch wieder in sein Versteck und zog den Deckel so sorgfältig über sich, daß dieser in die Fugen fiel.

Das Weitere kennen wir. Sam erreichte, den Verfolgern ein Schnippchen schlagend, die verlassenen Scheuern und erkletterte mit der Gewandtheit einer Katze sein Belvedere.

Hier setzte er sich auf sein Bündel Heu, grinste durch eine neben ihm befindliche Oeffnung im Giebel in die Welt hinein und horchte, um sich zu überzeugen, ob man ihm etwa noch nachsetze.

Da Alles ruhig blieb, überdachte er das Geschehene und schien mit sich sehr zufrieden. Welche Folgen sein Bubenstreich gehabt, das kümmerte ihn nicht; den Werth eines Menschenlebens, namentlich den hohen Werth, den er erst erhält, wenn es mit dem Wohle anderer Wesen unzertrennlich zusammenhängt, ihn kannte er nicht; war er doch ein Ausgestoßener, wie sollte er zu irgend einer Achtung für die Bande der Gesellschaft kommen!

Im Gegentheil, es durchströmte ihn heute ein Hochgefühl, das er noch nie gekannt und das ihm eine ganz neue Perspective eröffnete, durch welches ihm die Welt in einem ganz anderen Licht erschien. Und dieses Licht strahlte ihm von einem blanken Goldstück entgegen, das er mit fieberhafter Eile aus der Tasche holte, das er mit gierigen, leuchtenden Augen betrachtete, in seinen schmutzigen Händen hin und her wandte und mit einer Genauigkeit prüfte, wie der Wechsler eine verdächtige Münze.

Geld! jubelte es in dem jungen Vagabunden. Geld! Geld! —

In diesem Worte lag für ihn eine Welt von Gedanken. Er konnte Geld verdienen! Hieran hatte er noch niemals gedacht. Er war bisher ein so uneigennütziger Taugenichts ge-

wesen, daß, wenn er bettelnd und darbend Andre im Wohlstand lebend oder gar im Ueberfluß schwelgend sah, ihm niemals eine Anwandlung von Neid gekommen war, daß er sich noch nie gefragt hatte, ob es nicht Mittel und Wege gebe, auch seine Lage zu verbessern. Diese Lage war ihm niemals so elend erschienen, sie hatte ihm genügt, sogar seinen Neigungen zugesagt; Sam war glücklich gewesen, wenn er diesen, nämlich dem Bedürfniß, schlechte Streiche zu üben, nur fröhnen konnte.

Aber jetzt, die neue ungeahnte Perspective! — So wird ein ahnungsloser junger Lump corrumpirt, wenn ihm der Satan des Goldes zum ersten Male eine Probe seiner Schätze reicht und ihn damit für immer in seine Netze zieht.

Sam war mit einem Male reich, aber damit war auch die Gier erwacht, sich mehr zu erwerben; hatte doch die Welt selbst ihm hiermit den Beweis gegeben, daß er erwerben könne, wenn er nur wolle, und wie kinderleicht und anstrengungslos war dieser Erwerb geschehen! — Sam nahm sich vor, hinfort der Welt mit seinem Talente zu nutzen.

Stunden lang sann er, auf sein Lager hingestreckt, hierüber nach. Zum ersten Male dachte er überhaupt; er war ernster geworden, aber er fand, daß ihm auch dies zusage, denn er fand, daß er überhaupt zu Gedanken fähig sei. Ab und zu holte er das blanke Geldstück wieder aus der Tasche, und je mehr er es betrachtete, desto mehr Gedanken überkamen ihn.

So war der Abend fast herangekommen, als Sam zufällig in seiner Tasche das Papier entdeckte, welches er in Susanna's Hütte zu sich gesteckt. Er holte es mechanisch hervor, öffnete es und glotzte es an.

Das Papier war ein großer Bogen, es sah recht wichtig und bedeutsam aus, die darauf stehenden Schriftzüge imponirten ihm sehr und namentlich das darunter stehende Siegel. Aber was nutzte das Alles ihm, denn Sam hatte weder Lesen noch Schreiben gelernt, und selbst heute würde er den Mangel dieser

so nützlichen Künste und Wissenschaften nicht gefühlt haben, wenn er nicht gerade heute so zum Nachdenken gestimmt gewesen wäre; ja er würde das Papier zerrissen und weggeworfen haben, wenn dieses Nachdenken ihn nicht auf die Idee geführt hätte, daß es doch zu was gut sein könne, denn weshalb sollte sonst etwas darauf geschrieben und sogar ein Petschaft darunter gedruckt sein. Sam also beschloß, das Papier aufzuheben.

* * *

Susannas Hütte war und blieb leer, eine Stätte der brutalsten Verwüstung.

Die Behörde ließ dieselbe gegen Abend noch einmal durchsuchen, sie fand Alles in demselben Zustande, in welchem der Pöbel die Hütte verlassen. Von ihrer Besitzerin war keine Spur zu finden und Niemand hatte sie gesehen.

Der Abend war bereits vorgeschritten, ein dunkler unfreundlicher Abend, denn mit dem Hereinbrechen der Dunkelheit hatte sich der Himmel umwölkt und einzelne schwere Regentropfen auf die Erde gesandt.

In des unglücklichen Majors Hause saß die arme Wittwe allein in demselben kleinen Zimmer, in welchem wir zu Anfang unserer Erzählung die beiden Mädchen gesehen. Der Schmerz hatte ihrem ohnehin stets leidenden Antlitz eine fahle Bläße gegeben, tiefer Kummer entstellte die sonst noch schönen Züge, das Auge war matt von den heißen Thränen, deren Quell für den Augenblick erschöpft zu sein schien.

Nicht nur der Schmerz des Weibes um den Verlust des Gatten war es, was ihr Herz folterte, auch der Schmerz und die Besorgniß der Mutter machten sich bereits geltend. Die Zukunft erschien ihr im traurigsten Lichte und die Sorge für ihre Kinder, welche das Schicksal ihr, da sie krank und schwächlich war, jetzt ganz allein aufgebürdet, drückte sie tief danieder.

Zwar lebte ein Stiefsohn von ihr, aus des Majors erster, unglücklicher und sehr kurzer Ehe, in der benachbarten Residenz, an welchen sofort die telegraphische Nachricht von dem Dahinscheiden des Vaters abgesandt worden; aber dieser konnte ihr keine Stütze bieten, da er mit Hülfe des nur geringen, ihm von seiner Mutter zugefallenen Vermögens als Lieutenant diente und zudem für den Vater niemals allzu große Anhänglichkeit gezeigt hatte. Zwar lebte in der nahen Residenz auch noch ein sehr reicher Vetter des letzteren, aber auch dieser hatte sich niemals sonderlich um den Major und seine Familie gekümmert. Auf ihre eigenen Verwandten konnte die arme Frau noch weniger rechnen, da dieselben weit von ihr entfernt wohnten, auch selbst mittellos waren. So sah sie sich denn plötzlich auf sich selbst und das kleine Wittwengehalt angewiesen, das aber schwerlich ausreichen konnte, um ihr und ihren Töchtern eine nur einigermaßen anständige Existenz zu bereiten.

Der Schmerz hatte die geringen Kräfte der nervenschwachen Frau vollständig erschöpft; in einem Zustande gänzlicher Abspannung saß sie da, die Stirn in die Hand gestützt, während die Lampe auf dem Tisch ein mattes Licht durch das kleine Zimmer verbreitete. Die Trauer um den Verblichenen, den der Tod so jäh hinweg gerafft, die Sorge für die Zukunft der Ihrigen, alle die zerstörenden Empfindungen, welche auf sie eindrängten, hatten sie endlich in einen Zustand halber Bewußtlosigkeit, einer vollkommenen Erschöpfung ihrer physischen und geistigen Kräfte versetzt.

Alles war still um sie her. Friedrich wich nicht von der Seite des Todten, die beiden Mädchen hatten sich in ihr Zimmer zurückgezogen. Nichts regte sich im Hause. Ein plötzliches Frösteln überfiel die Majorin, sie fürchtete einen ihrer Fieberanfälle, ihre Stirn begann zu glühen, während ein Schauder sie innerlich schüttelte.

Aengstlich erhob sie sich, um auch ihrerseits für kurze Zeit

das Lager zu suchen. Mühselig richtete sie sich auf, die Hand auf den Tisch stützend, und wandte sich zur Thür. Kaum aber erhob sie das fieberhafte Auge, als sie einen heftigen Schrei ausstieß, mit beiden Händen das Antlitz bedeckte und bewußtlos zurücksank.

Ein dunkler Schatten war vor ihr aufgetreten, eine schwarz gekleidete weibliche Gestalt. Sie hatte zwei magere Hände gesehen, welche sich erhoben, den dunklen Schleier zurücklegten und ihr ein Antlitz zeigten, das sie im Leben nur auf einem Bilde gesehen, das ihr aber ein eisiges Entsetzen durch die Glieder jagte.

Wie dieser Schatten gekommen, die Arme wußte es nicht; wie er wieder gewichen, sie wußte es nicht, denn erst nach einer Viertelstunde erwachte sie aus ihrer Ohnmacht, geweckt durch Aminens liebevolle Sorgfalt, welche die Mutter zum Bett führte und die Nacht hindurch an ihrem Lager wachte, wie sehr auch der Schmerz sie selbst entkräftet hatte.

* * *

In dem Hotel, in dem wir die Verabredung schließen sahen, welche dem Major das Leben kostete, fehlte an diesem Abend die gewöhnliche militairische Spielgesellschaft. Die Spieltische standen leer und in den Gastzimmern war das traurige Ereigniß des Morgens der fast ausschließliche Gegenstand der Unterhaltung.

Sehr erklärlich beschäftigte man sich viel mit dem Amerikaner; man wollte von dem Wirth des Hotels Näheres über ihn wissen; dieser aber erklärte, seine Bemühungen in dieser Hinsicht seien vergeblich gewesen, er habe dem Gast das Fremdenbuch vorgelegt und ihn gebeten, seinen Namen vorschriftsmäßig in dasselbe einzutragen. Der Fremde aber habe ganz gemessen erklärt, er reise heute Abend noch ab, und zwar zurück, da die

erhaltene Depesche seinen Reiseplan vereitle. Diese Depesche habe den mehr als einfachen Namen „Müller" als Adresse getragen und es sei doch unschwer zu vermuthen, daß dieser Name nur ein angenommener sei. Als der Wirth sich auf die polizeilichen Vorschriften berufen, habe dann der Fremde wirklich den Namen Müller eintragen lassen. Da man nicht gewagt, ihm ins Gesicht zu sagen, daß man den Namen für einen fingirten halte, so habe man es dabei bewenden lassen. Uebrigens erklärte der Wirth, daß der Fremde seine ausdrückliche Absicht ausgesprochen, mit dem am Morgen um vier Uhr nach der Residenz abgehenden Zuge dorthin zurück zu reisen.

Der Abend rückte vor, die Gesellschaft in den Gastzimmern verzog sich und noch vor Mitternacht ward Alles ruhig im Hotel.

Nur Einer der Gäste schien sein Lager nicht suchen zu wollen und dieser war der geheimnißvolle Fremde.

Wie wir ihn am Tage gesehen, nur mit einer Reisemütze von schwarzem Wachstaffet anstatt des Hutes bedeckt, saß er in seinem Zimmer, zurückgelehnt in einen Wiegestuhl und den Dampf der Cigarre in die Luft blasend. Die höchste Seelenruhe schien in diesem Menschen zu wohnen und der erschütternde Vorfall des Mittags keine Spur irgend eines Eindrucks an ihm zurückgelassen zu haben.

Vor ihm auf dem Tische stand ein Kessel, dessen Inhalt durch die darunter befindliche Spiritusflamme siedend erhalten wurde, eine Cognac-Flasche, einige Gläser und ein Zuckernapf waren jetzt die einzigen Gegenstände seiner Aufmerksamkeit und mit einem ersichtlichen Behagen gab er sich einem Genuß hin, der bereits mehr das Zimmer als sein Gehirn mit seinen Dämpfen einhüllte, denn auf seinen Kopf schien dieser gering zu wirken.

Nur ab und zu griff er, sich mit dem Wiegestuhl nach vorn beugend, zu dem Glase, oder ergänzte den Inhalt desselben.

Sein Antlitz hatte bereits eine gewisse Kupferfarbe angenommen, namentlich die Nase, sein Auge aber zeigte nichts von der Schläfrigkeit, welche der Grog demselben zu geben pflegt. Und doch war dieser schon seit zwei Stunden seine einzige Beschäftigung.

Als wir ihn am Tage und in Gesellschaft der Offiziere sahen, zeigte sein Benehmen wenigstens einigen Chic, er suchte sichtbar den Gentleman zu spielen und zwar in jener wohlfeilen transatlantischen Manier, die auf eine halbe Meile weit nach Brandy und Wasser riecht, wir meinen jene wahrhafte oder affectirte Geringschätzung, das brutale Breitmachen der eignen Person, der wir Europäer wie einem Stachelschwein aus dem Wege gehen. Jetzt, da er mit sich allein, war jene plumpe Lasur verschwunden; seine groben und derben Züge, seine bei Tage in den Hosen versteckten großen und schwieligen Hände, seine Stallknechts-Manieren ließen jetzt auch nicht den geringsten Zweifel über seine Herkunft und die Sphäre, in welcher er sich zu bewegen gewohnt. Heute hatte er sich ausnahmsweise nicht in derselben befunden.

Die Zeit verstrich, die Lichte brannten tief herab. Stunde um Stunde verlief. Der Morgen nahte.

Endlich hörte man draußen langsame Tritte. Der Hausknecht trat herein, um dem Fremden anzuzeigen, daß es Zeit zum Aufbruch sei.

Schweigend blickte dieser nach der Uhr, erhob sich, schüttete den Rest des Glases hinab und verließ das Hotel.

Am andern Morgen erschien zwar ein Diener der Polizeibehörde, um einige nähere Aufschlüsse über die Person des Fremden einzuholen, denn die amtliche Feststellung des Thatbestandes verlangte dies so. Der Fremde hatte jedoch schon in Nacht und Nebel die Stadt hinter sich und nichts zurückgelassen als den von der Hand des Oberkellners geschriebenen, viel verbreiteten und viel gemißbrauchten Namen Müller.

Glücklicher waren die Diener der Sicherheitsbehörde in anderer Richtung gewesen. Sam nämlich, noch ungewohnt der Speculationen, welche so plötzlich seinen ganzen Kopf in Anspruch nahmen, hatte, innerlich nur mit seinen glänzenden Zukunftsplänen angefüllt, die Vorsicht nach Außen hin vergessen. Sicher gemacht durch den Besitz eines Stück Geldes, das ihm wie ein Californien erschien, hatte er am Morgen seinen Versteck aufgegeben und um die Stadt herum den Weg zum Bahnhof eingeschlagen.

Hier wartete er zwei Stunden auf den Abgang des Zuges; er dachte nicht an Hunger oder Durst; er sättigte sich an seinen Ideen.

Als er endlich die Leute zur Kasse eilen und ihre Billete lösen sah, trat auch er an dieselbe, verlangte ein Billet dritter Klasse und legte stolz sein Goldstück hin.

Der Kassirer schaute den zerlumpten Jungen groß an und drehte dann das Goldstück in den Händen herum.

In demselben Augenblick fühlte sich Sam von einer derben Faust im Genick gepackt und als er sich zurückwandte, erblickte er das verhaßte Gesicht eines Polizeidieners.

Sams Goldstück blieb in der Hand des Kassirers. Noch einen letzten sehnsüchtigen Blick warf er auf dasselbe, als man ihn gewaltsam fort zerrte. Was war jetzt aus seinen kühnen Plänen geworden! — Gold und Zukunft, Alles verloren!

Indeß Sam hatte geistige Spannkraft genug, um sich nicht außer Fassung bringen zu lassen. Er schnitt eine Grimasse, legte die Hände gleichgültig auf den Rücken, als der Polizeidiener ihn mit einem Rippenpuffer und einigen schmeichelhaften Worten vor sich hinstieß, und schritt seines Weges.

Aufgeschoben ist nicht aufgehoben! dachte er bei sich und hütete sich, ein Wort zu sprechen. Die ersten Häuser der Stadt waren mindestens noch dreihundert Schritte entfernt, die Landstraße war leer, da der Zug eben abging, Sam warf also ver-

stohlen seine Blicke umher, um sich zu überzeugen, ob und wann man wohl entwischen könne, denn wie er richtig calculirte, ist Gewalt nur durch List zu besiegen.

IV.

Der Dreizehnte.

In einem der ältesten und deshalb unfreundlicheren Stadtviertel der Residenz, die sich mit einer halben Million Einwohner doch schon zu den Weltstädten zählt und sich mit einem der stolzesten Prädikate schmückt, führt von der sehr belebten Hauptstraße, der eigentlichen Lebens- oder Handelsader der Stadt, eine kurze Straße in eine Art von Sack, aus welchem nur die Kundigen den Weg durch eine dunkle und ziemlich schmutzige Passage zu finden wissen.

Diese Straße ist hauptsächlich nur von reichen Privatleuten bewohnt, deren Existenz nicht viel Lärm macht und die sich eben um so wohler hier fühlen, als das Getobe und Gebrause der Geschäftswelt in unmittelbarer Nähe an ihnen sich vorbei ergießt, ohne ihre Ruhe allzu sehr zu beeinträchtigen. Die Hausthüren dieser Straße sind fast immer geschlossen und der Graswuchs wird allwöchentlich einmal sorgfältig von den Ufern des Bürgersteiges entfernt, die Fenster sind mit eifersüchtigen Jalousien versehen, damit nur ja ein Nachbar dem andern nicht in seinen häuslichen Topf schaue. Vor diesem und jenem Hause hält zu gewissen Tageszeiten regelmäßig eine schlichte bürgerliche Equipage, um den Besitzer, einen von seinen Geschäften ausruhenden Rentier, oder eine corpulente alte Dame spazieren zu fahren, bei welcher Gelegenheit sich Niemand neu-

gierig an's Fenster bemüht, weil Jeder schon weiß, was passirt; selten hört man eilige Tritte auf den Trottoirs, denn hier in dieser Straße der Ruhe und Beschaulichkeit giebt es keine Eile, und die Hunde und Katzen der verschiedenen Bewohner haben sich an eine so treue, alte Nachbarlichkeit gewöhnt, daß auch zwischen ihnen der tiefste Friede herrscht.

Ganz am Ende dieser kleinen Straße erhebt sich ein großes, anspruchsvolles Haus, alt und ehrwürdig, mit weitem Portal, in welchem sich zuweilen ein gut genährter Hausmeister mit rundem Gesicht und fleischigen Hängebacken zeigt, um mit den Händen in den Seitentaschen seines langen graugelben Rockes recht aristokratisch in die Welt hinaus zu schauen, als sei er der Herr des Hauses selbst. Die Fenster des letzteren, mit antiker Stuck-Arbeit umrahmt, sind der Mode gefolgt und mit großen und dicken Scheiben versehen; hinter ihnen brüsten sich die feinsten Spitzenvorhänge und die schwersten Seiden-Draperien, Tropengewächse mit wucherndem Grün, die seltensten Palmarten, graziöse Orchidéen, die schwere Banane und die empfindsame Mimose, dazwischen die üppige Granate und die anspruchsvolle kalte Camelie — alle diese Kinder schönerer Zonen gestalten sich an einzelnen Fenstern zu einem kleinen Urwald, während an andern antike Glasmalereien und Transparente von besonderem Werth diesen Fenstern etwas Kirchenartiges verleihen.

Jedenfalls trug das ganze Haus den Stempel des Vornehmen, zugleich aber auch jenes Gepräge, das uns auf den ersten Blick über seine Bewohner einen selten trügenden Aufschluß giebt — wir meinen jenen modernen Anstrich, der mehr auf die Unerschöpflichkeit des Geldbeutels als den Adel der Familie deutet, jenes prätensiöse Etwas, das nach der Agiotage des Tages schmeckt.

Neben diesem Hause, mit demselben einen rechten Winkel und dadurch den eigentlichen Sack der Straße bildend, erhoben

sich mehre kleinere Gebäude, die, wie schon der Anstrich zeigte, zu dem Hauptgebäude gehörten. Das zunächst an dieses stoßende besaß nur ein Stockwerk. Seine Fenster waren mit starken eisernen Gittern versehen, was heut zu Tage, wo man beim Bauen nicht an Vertheidigungsmaßregeln denkt, auf einen dahinter stehenden schweren Geldkasten schließen läßt. Hinter den Eisengittern hingen dichte weiße Vorhänge von der Mitte des Fensters herab, so daß Niemanden von Außen ein Blick in die Zimmer vergönnt war. Auch die in dieses Häuschen führende Thür war stets verschlossen und öffnete sich nur, wenn die an derselben angebrachte Schelle ihren heiseren Ton von sich gab, was übrigens in den Vormittagsstunden sehr oft geschah; denn Bankboten nnd Cassendiener mit wichtigen Gesichtern, noch viel wichtigeren schweren Beuteln im Arm und einem großen Portefeuille in der Brusttasche gingen und kamen durch diese Thür und nicht selten fuhr auch wohl die Equipage eines bei dem erwähnten Geldkasten accreditirten Fremden vor das Haus.

Das hieran stoßende zweite kleine Gebäude mit demselben aschgrauen Anstrich hatte schon viel weniger Bedeutung, denn es schien eben nur die Wohnungen der zu dem großen Hause gehörenden Dienerschaft, die Wagen-Remisen und Stallungen zu enthalten, auf welche namentlich die große Einfahrt deutete. Hier fehlten auch die eisernen Gitter und die geheimnißvollen Vorhänge; statt ihrer hatten die Fenster schlichte Gardinen, einfache Geranien und Balsaminen auf den Fensterbrüstungen zeugten von dem Blumensinn der Bedienten- und Kutscherfrauen oder Töchter, ein Fink und ein paar Kanarienvögel hüpften in ihren Käfigen an diesen Fenstern und einige bescheidene Lithophanien an den Scheiben suchten mit den kostbaren Glasmalereien an denen des herrschaftlichen Gebäudes zu wetteifern.

Schaute man von der Straße durch die meist bis zum Abend geöffnete Einfahrt, so sah man auf einen sehr geräu-

migen, einen ganz ländlichen Charakter tragenden Hof, denn hier stolzirten Truthähne, sogar einige aufgeblasene Pfauen neben watschelnden Enten und Hühnern, Stallknechte liefen hin und her, man hörte Pferdegetrappel und wer zur rechten Zeit kam, der konnte sich auch von dem Reichthum des in diesem Hofe befindlichen Marstalls überzeugen.

Dieser Marstall enthielt neben einem halben Dutzend prächtiger Wagenpferde, ausgesuchter Traber, noch ebenso viel kostbare Reitpferde der vorzüglichsten Race. Alles war in diesen Ställen aufs sauberste und schönste hergerichtet, die Pflege und Wartung der Pferde war zuverlässigen Dienern übergeben, die alle in den Hofgebäuden ihre Wohnung hatten, und wenn die Bewohner dieser kleinen Straße wenig von diesem hippologischen Luxus gewahrten, auch den Lärm nicht empfanden, welcher mit dem Besitz von Pferden verbunden ist, so hatte dies seinen Grund darin, daß die hintere Façade dieser Gebäude an einem größern Platze lag, und daß die Herrschaft es liebte, von dort ihre Ausflüge zu machen.

Auch dieser Platz war nicht allzu belebt; er war mit schattigen Bäumen bepflanzt und mit einigen großen königlichen Gebäuden besetzt, in welchen mehre Intendanturen ihre Bureaux aufgeschlagen hatten. Lebhafter als auf der andern Seite des Hauptgebäudes war das hintere Portal desselben, denn durch dieses schienen die Bewohner vorzugsweise aus und ein zu gehen, ebenso fuhren auch die Wagen aus dem Stallgebäude stets hier vor, da auch dieses eine Ein- und Ausfahrt nach jener Seite hatte.

Sowohl an der Thür des kleinen mit Eisengittern versehenen Hauses als an der nach dem Platz hinausführenden Thür des Hauptgebäudes befindet sich ein kleines, für jeden Unbefangenen nichtssagendes, in der Handelswelt aber sehr bedeutsames Porzellanschild mit der Aufschrift „J. C. Kleinmeier u. Comp.“, einer Firma, vor der jeder Kaufmann den Hut zieht, die an

der Börse und in allen Comtoiren Europas und darüber hinaus einen vorzüglichen Klang hat und die so alt ist, daß sich die ältesten Leute ihrer Gründung nicht zu entsinnen vermögen.

Treten wir jetzt in das Innere des Hauses, und zwar von der frequenteren Hinterseite, vom Platze aus, denn der vordere Eingang dient in der Hauptsache nur zu festlichen Gelegenheiten. Wir befinden uns zuvörderst in einer geräumigen Vorhalle, deren Wände mit pompejanischen Frescomalereien geschmückt sind. Durch eine Glasthür betreten wir das Treppenhaus und zwar einen über die von durchbrochenem Gußeisen getragenen Marmorstufen gelegten Teppich, der uns in die erste Etage und in einen weiten, mit Blumen geschmückten Corridor führt. Letzterer läuft in zwei Winkeln durch das ganze Haus und an einer Unzahl vom feinsten Lack glänzender Flügelthüren vorbei. Dasselbe wiederholt sich in der zweiten Etage, die zwar mit weniger äußerlichem Luxus hergerichtet ist, aber trotzdem von Reichthum und Geschmack zeugt. Dann und wann sieht man einen Lakaien geräuschlos über den Teppich des Corridor dahin schweben, im Uebrigen aber pflegt jene vornehme Stille zu herrschen, welche aus Rücksicht für die schwachen Nerven der Herrschaft den Lakaien das Räuspern und den Thürflügeln das geringste Knarren untersagt . . . .

Der Sommer, welcher in den ersten Kapiteln unserer Geschichte sein Kommen durch Sonnenschein und lustige Blüthen verkündete, ist bereits verstrichen; der Winter ist mit eisiger Strenge frühzeitig herein gebrochen und schon der November, in welchem wir uns befinden, trat rücksichtslos mit seiner ganzen Trabantenschaar auf.

Der helle Frost des kurzen Tages hüllte sich in das ebenso kalte Nebeltuch der Dämmerung, die Gaslaternen der kleinen Straße wurden eben angezündet und schoben mühsam ihre Strahlen durch den Nebel, als auch das Zimmer im ersten Stock, an dessen Fenstern wir die üppige Orangerie sahen, sich

beleuchtete. Geheimnißvoll spielte das Licht zwischen den dunklen Blättern, auf den glatten Flächen der Magnolien und Camelien und zitterte zwischen den zierlichen Fächern der Palme und der Mimose. Plötzlich jedoch schlossen sich die Vorhänge der drei Fenster und die ganze Etage war wieder so dunkel wie sie gewesen.

Wir betreten dieses Zimmer, indem wir dem langen Corridor folgen, und sehen uns in einem geräumigen Gemach, dessen reiche, aber bescheidene Tapeten, dessen graziöse Deckgemälde, dessen weicher kostbarer Teppich und dessen ganze Einrichtung den zartesten Geschmack verräth. Die Tapeten von blassem Roth, mit Silberadern durchlaufen, der Teppich, die Causeusen, Fauteuils und Tabourets, alle von entsprechender Farbe, die Wahl der die Wände zierenden Oelgemälde, unter denen verschiedene Meisterstücke, die Verzierung des Kamins, in welchem eine lustige Flamme prasselt, die Gruppirung der kleinen Orangerie, welche an der Fensterwand die heimlichsten Lauben bildet, Alles verräth den zartesten Sinn für Symmetrie und edle Einfachheit, und vielleicht sehen wir die Ordnerin des Ganzen in der weiblichen Gestalt vor uns, welche eben im Zimmer beschäftigt ist, die auf dem großen, von Fauteuils umringten Tische liegenden Album zu ordnen.

Wir würden der jungen blonden Dame schmeicheln, wollten wir sie schön nennen; wie sie da in einem schlichten blauseidenen Kleide, das eine zierliche Taille umschloß, im Zimmer wirkte, schien sie eine Art waltender und schaffender Hausgeist zu sein, und in der That war sie eine Waise, deren sich der Herr des Hauses schon angenommen, als sie noch ein Kind war, und die in diesem Hause eben nur die Stelle einer Gesellschafterin, einer Oberaufseherin genoß, ohne irgend welche Kindes- oder sonstige Rechte erreicht zu haben. Agnes war ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, hübsch gewachsen, von hellem Verstande, hinreichender Bildung und mit einem Gesicht,

das etwas äußerst Sympathisches hatte, ohne wie gesagt irgend welchen Anspruch auf Schönheit machen zu können. Letzteres schien Agnes auch gar nicht einzufallen; sie war mit ihrer Stellung zufrieden, namentlich wenn sie sich der Dürftigkeit erinnerte, in welcher sie ihre ersten Kinderjahre verbracht; es mangelte ihr an nichts als etwa an dem Einen, worauf jedes Mädchen mit zwanzig Jahren sinnt — an einem Mann; indeß auch der mochte sich mit der Zeit ja finden. Dabei war Agnes im ganzen Hause beliebt; wohin sie mit ihren blauen Augen schaute, da eilte ihr Alles bereitwillig entgegen und namentlich der Herr des Hauses hielt darauf, daß ihr all' die Achtung gezollt werde, welche den Angehörigen seiner Familie dargebracht wurde.

Nachdem Agnes Alles geordnet, öffnete sie eine Thür im Hintergrunde des Zimmers, welche zu einem kleinen, im Renaissance-Styl gehaltenen Salon führte, und trat, die Thür hinter sich offen lassend, in diesen ein. Es war heute Mittwoch und an diesem Abende pflegte die Familie sich pünktlich um sieben Uhr mit einigen der intimsten Freunde des Hauses zu versammeln, um sich durch Vorlesen, Unterhaltung und ein kleines Souper den Abend zu vertreiben.

„Väterchen, noch ganz allein?“ fragte Agnes, während sie auf den Kamin zu schritt, vor welchem, sich auf einen Krückstock stützend und vorgebeugt, ein alter Mann mit langem, schneeweißem Haar saß und gedankenvoll in die knisternde Flamme schaute.

Der Alte nickte langsam mehrmals mit dem Kopfe, während das Mädchen die Hand leicht und schonend auf seine Schulter legte.

„Du weißt, mein Kind, das Alter ist immer allein und es ist auch am besten so, denn es fehlt ihm so wie so nicht an Gesellschaft. Das geht und kommt um Einen herum, mein Kind, so daß man gar nicht Zeit hat, mit Allen fertig zu

werden ... Ja, mein Kind, wir Alten haben immer Gesellschaft, wenn wir auch allein sind!"

Der Greis nickte abermals mit dem Kopf, so daß eine weiße Locke sich über seine Stirn rollte, welche die Hand des Mädchens liebevoll zurück holte.

„Sie sind gerade heute so trübe gestimmt, Väterchen; wir werden Mühe haben, Sie heut Abend wieder aufzuheitern."

„Es ist der dreizehnte November, mein Kind!" antwortete der Greis mit matter Stimme und mit einer seltsamen Betonung. „Der dreizehnte November! Ich hab' ihn nicht gern, den Tag, mein Kind, obgleich die Zeit lange schon über ihn hinweg gegangen und über Alles, was sich an ihn knüpft; aber da siehst Du's, mein Kind, daß wir Alten keine Muße und keine Ruhe haben. Ich gäbe was drum, wenn mich heute die Gesellschaft von Gedanken und Erinnerungen, von Personen, die vielleicht längst im Grabe ruhen — wenn mich das Alles heute verschont ließe, aber siehst Du, mein Kind, das ist so zudringlich, das nimmt nicht allein den ganzen Tag in Anspruch, das wird mir auch die Nacht und den Schlaf rauben, der ja doch für uns Alten nicht mehr da ist ... Ja, der Dreizehnte! Schon wieder einmal dieser Dreizehnte!" murmelte er vor sich hin. „Er kommt nur einmal im Jahre, und doch ist mir, als käme er zwölfmal, und immer ist und bleibt er derselbe!"

Agnes war zu zartfühlend, als daß sie es gewagt hätte, durch Fragen in das Geheimniß des Greises zu dringen; wie lange sie sich auch schon im Hause befand, hatte sie doch noch nie von diesem bedeutungsvollen Dreizehnten gehört, der irgend eine besondere und zwar nicht angenehme Epoche in dem Leben des alten Mannes gespielt haben mußte; sie nahm sich daher vor, den letzteren durch Zerstreuung von seinen Gedanken abzuziehen, was ihr durch heiteres Geplauder sonst stets zu gelingen pflegte. Heute indeß scheiterten alle ihre launigen Ein-

fälle, der Greis war nicht von seinen Grübeleien loszumachen und schweigend vor sich hinstarrend saß er da, ohne auf des Mädchens Plaudereien zu achten. Tiefe Falten bedeckten seine hohe, auffallend schmale Stirn, hinter der sich seinen eigenen Worte noch heute die unruhigsten Gedanken jagten, seine schwarzen Augen, die trotz seines Alters nichts von ihrer Schärfe eingebüßt hatten, lagen tief, unruhig hin und her rollend in ihren Höhlen, um seine längliche, fast adlerförmig gebogene Nase, und den tief eingefallenen, zahnlosen Mund lag ein unverkennbarer Zug von Schmerz und oft fuhr seine magere, abgezehrte Hand um das Kinn, gruben sich die knöchernen Finger in die Umgebung desselben, während das Auge dann starr vor sich hinblickte, als verweilten seine Gedanken bei irgend einem besondern Gegenstande.

Dem Mädchen ward die eingetretene Stille, die schweigsame Unruhe des Alten, sein ihr nicht gewohntes zerfahrenes Wesen sehr bald unheimlich; sehnsüchtig schaute sie zur andern Thür des Salon, als erwarte sie, durch einen Eintretenden erlöst zu werden, denn sie wagte es nicht, den Greis allein zu lassen, dessen Kopf unter der Last der ihn bestürmenden Gedanken immer zitternder wurde, und dessen Auge immer wilder blickte.

„Großer Gott, was kann ihm widerfahren sein!" murmelte sie vor sich hin. „Väterchen, Sie sind so aufgeregt, darf ich Ihnen irgend eine Erfrischung holen?" setzte sie laut hinzu, während sie aufsprang und den Arm liebevoll um den Nacken des Greises legte.

Dieser schien hierdurch aus seinen unruhigen Träumen zu erwachen, er schrak zusammen, fuhr mit dem Arm abwehrend in die Höhe und stieß einen Schreckenslaut aus.

„Ah, Du bist es, Agnes!" sagte er, das Mädchen erkennend und ein erleichternder Seufzer stieg aus der Tiefe seiner Brust. „Du bist es, mein gutes Kind," setzte er mit einer Mischung von Angst und Zufriedenheit hinzu, während er die Hand des

Mädchens ergriff, sie in seinen zitternden Fingern festhielt und sich an das Mädchen schmiegte, als suche er Schutz bei ihr. Gleichzeitig zog er die Füße unter seinen Sessel, wandte mit einem unverkennbaren Schauder das Auge von der Stelle, auf welcher es mit so wildem Ausdruck gehaftet, und Agnes fühlte, wie das Fieber den Körper des Greises schüttelte.

„Sie sind krank, Väterchen," sagte das Mädchen mit schmeichelndem, überredendem Ton, „gestatten Sie mir, daß ich den Arzt rufen lasse! Sie müssen die Ruhe suchen!"

„Nein, bleib bei mir, verlaß mich ja nicht, es ist so einsam hier!" sprach der Greis mit bebender Stimme. „Wie soll ich die Ruhe finden, mein Kind; ich sagte Dir ja schon, daß der Schlummer das Auge des Greises flieht, und heute... Agnes," setzte er leiser und bittend hinzu, „Du könntest dennoch vielleicht Recht haben; es wäre möglich, daß mir in der Nacht etwas zustieße, daß ich krank würde. Sorge Du also dafür, daß der alte Joseph bei mir wache, hörst Du? Es ist nur wegen der Krankheit, sonst wäre es nicht nöthig. Aber versprich mir, Niemanden davon zu sagen, namentlich meinem Sohn nicht; er würde besorgt sein, und ich will, daß er heute Abend nichts Ungewöhnliches an mir bemerke, hörst Du, nichts Ungewöhnliches, mein Kind!"

„Gewiß, Väterchen, ich werde Sorge tragen," antwortete das Mädchen kopfschüttelnd über das heute so seltsame Wesen des sonst so ruhigen Greises. „Aber ich fürchte, man wird Ihre Unruhe gewahren, man wird mir Vorwürfe machen, daß ich nicht rechtzeitig für Hülfe gesorgt, ja ich selbst befürchte eine Verschlimmerung Ihres Zustandes und werde mir dann selber noch Vorwürfe zu machen haben."

„Nicht doch, Kind!" sagte der Greis, dem es inzwischen gelungen, einen Schein von Ruhe zu gewinnen. „Du siehst, mir ist schon besser; es war nur ein Blutandrang, eine Wallung zum Gehirn, weiter nichts!... Wir Alten sind zuweilen ein

wenig närrisch; vergiß das dumme Zeug, was ich vorhin vielleicht gesprochen . . . nicht wahr, ich habe wohl dergleichen gesagt?"

Das Auge des Greises haftete bei dieser Frage mit so sichtbarer Besorgniß auf dem Antlitz des Mädchens, daß bei ihr jene erste Aeußerungen desselben dadurch nur um so größere Bedeutung erhielten.

„Ich erinnere mich nicht, Väterchen, daß Sie etwas Ungewöhnliches gesprochen!" antwortete Agnes. „Wir plauderten mit einander und wie es mir schien, legten Sie nur ein besonderes Gewicht auf das Datum des heutigen Tages, auf den Dreizehnten."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und zwei Herren traten herein. Der Greis bemerkte den ersten derselben und legte den Finger auf den Mund, um dem Mädchen Schweigen zu empfehlen. Agnes verstand dies, sie verließ den Greis und schritt den Eintretenden mit möglichst unbefangener Miene entgegen.

Der erste derselben, ein Mann in den Funfzigern von untersetzter Gestalt, einigem Embonpoint und rundem behäbigem Gesicht, war kein Anderer als der Sohn des Greises, der Chef des Handlungshauses J. C. Kleinmeier u. Comp., Herr Georg von Wennberg, bisher Commerzienrath, seit Kurzem sogar Geheimer Commerzienrath, Ritter eines vaterländischen und zweier transatlantischen Orden, Director eines halben Dutzend gemeinnütziger Actien-Unternehmungen und Inhaber einer ganzen Anzahl städtischer und privater Vertrauensposten — mit einem Worte: er war Herr von Wennberg, Chef des hochgeachteten Großhandlungshauses J. C. Kleinmeier u. Comp. Fügen wir noch hinzu, daß er eben im Zuge war, als Abgeordneter für die neue Kammersession gewählt zu werden und daß seine Wahl ziemlich gesichert war, so haben wir

Herrn von Wennberg dem Leser in seiner ganzen staatsbürgerlichen Bedeutung vorgestellt.

Das ganze Erscheinen dieses Mannes, sein gemüthliches Wesen, sein freundliches rothes Gesicht, das nur von Wohlwollen für die ganze Menschheit zu sprechen schien, sein lächelndes braunes Auge, die gewöhnliche Stirn, hinter der nichts Ungewöhnliches hausen zu können schien, das sanfte, runde Kinn, der wir möchten fast sagen: wohlwollende Backenbart, dessen sanft mit Silber gemischte Farbe und Fülle ein Vorwurf für die Vergänglichkeit seines Hauptthaares war — alles Dies vereinte sich, um diesen Mann als das Urbild eines biedern und ehrenwerthen Charakters erscheinen zu lassen. Nur würde einem geübten Physiognomiker die Bemerkung nicht entgangen sein, daß sowohl seine stark aufgeworfenen Lippen, als namentlich auch ein gewisser Zug um seinen Mund auf eine in diesem Charakter hervorragende Sinnlichkeit deuteten. Indeß ist es ein alter Erfahrungssatz, daß die Regeln der Physiognomik, streng genommen, oft zu den ungerechtesten Beurtheilungen und Verurtheilungen führen, wir wollen uns hiedurch also den von Herrn von Wennberg einmal gewonnenen Biedermanns-Eindruck nicht beeinträchtigen lassen. Ebenso wenig soll es uns beirren, daß das kleine braune Auge des Herrn von Wennberg jederzeit zu gewissen hastigen und lauernden Seitenblicken bereit war, die nicht gerade zum Biedermanns-Wesen nothwendig zu sein pflegen.

Herr von Wennberg schritt auf den Kamin zu, nahm die Hand des Vaters und küßte ihn auf die Stirn. Bei dieser Gelegenheit mochte er fühlen, wie die Hand des Greises zitterte; besorgt beugte er sich über ihn und schaute ihm zärtlich ins Antlitz.

„Sie befinden sich nicht wohl, mein Vater?“ fragte er theilnehmend.

„Doch, mein Sohn; ich befinde mich wohl; es ist nur die

Gluth des Kamins, die mir das Blut ein wenig wärmt! Mir ist ganz wohl!" setzte er mit dem Kopfe nickend hinzu.

Wennberg richtete sich wieder auf, warf vorübergehend einen fragenden Blick auf Agnes, und als er in deren Antlitz keinerlei Ausdruck von Besorgniß fand, schien sich auch die seinige zu legen. Trotzdem herrschte zwischen Vater und Sohn eine gewisse Zurückhaltung, eine Förmlichkeit, die wir vielleicht gerade der räthselhaften Bedeutung des Tages zuzuschreiben haben, denn wie der Verlauf des Abends zeigte, beobachteten sich Beide im Stillen und Jeder suchte so unbefangen wie möglich zu erscheinen. Beide spielten also einander gegenüber eine Rolle.

Einen wohlthuenden Eindruck machte auf den Greis das Erscheinen des mit Wennberg zugleich Eingetretenen, eines jungen Mannes von einigen dreißig Jahren, der sich mit ungekünstelter Hochachtung vor dem Alten verbeugte und die Hand desselben mit einer Mischung von Respect und Vertraulichkeit schüttelte, als der Greis sie ihm reichte.

„Ich warte schon lange auf Sie, lieber Vorbeck!" sagte der Greis. „Das halbe Stündchen, das Sie mir zu gönnen pflegen, ehe Sie sich mit den Uebrigen an den Kartentisch setzen, haben Sie mir heute wieder entzogen; das ist nicht hübsch von Ihnen, Vorbeck; wir Alten wollen auch unser Recht haben."

Heinrich Vorbeck, trotz seiner Jugend erster Procurist des Herrn von Wennberg, entschuldigte sein Ausbleiben durch einige dringende Arbeiten, welche die Ankunft wichtiger Depeschen verursacht, und setzte sich dem Alten gegenüber, um mit ihm zu plaudern. Vorbecks ganzes Erscheinen war in der That ein sehr bestechendes; sein großes, graublaues Auge blickte so offen und ehrlich in die Welt hinein, daß man auf dem Grunde seiner Seele zu lesen glaubte; dieses Auge aber war auch das einzige Bemerkenswerthe an seinem Gesicht, das im Uebrigen

den echten Kaufmannsstempel trug und so glatt und alltäglich war wie ein sauber geführtes Contobuch; auf die Pflege seines hellbraunen Haars und Backenbarts schien er namentlich viel zu geben und ebenso war sein schwarzer Anzug stets tadellos, wie es einem Gentleman gebührt.

Wie der Greis, so schien auch Agnes sich gern in seiner Nähe zu befinden, denn während Herr von Wennberg einige Freunde des Hauses empfing, hatte sie sich wieder dem Kamin genähert und horchte mit großem Interesse auf das, was er erzählte.

„Und wie befindet sich Ihr Schützling, Herr Vorbeck, wenn man fragen darf?“ fiel sie in die Unterhaltung ein, indem sie geschickt eine Pause benutzte.

„Mein Schützling?“ wiederholte Vorbeck, während eine leichte Röthe seine Wangen überflog und er sich stellte, als müsse er erst nachsinnen. „Doch ich verstehe, Fräulein Agnes; Sie machen mich zum Protector, wo mich eben nur rein menschliches Interesse, ein sehr natürliches Mitgefühl leitet. Da mich heute Mittag mein Spaziergang dort gerade vorbeiführte, stieg ich die vier steilen Treppen hinauf. Ich fand die Mutter etwas besser als vor einegen Tagen; ärztliche Hülfe und die liebenswürdige Sorgfalt einer unbekannten Wohlthäterin (bei diesen Worten fixirte er Agnes stark und jetzt war die Reihe an ihr, zu erröthen) haben den Leiden der unglücklichen Frau eine wesentliche Erleichterung verschafft. Ich traf den Arzt beim Fortgehen auf der Treppe; er sagte mir, der Zustand habe für den Moment nichts Beunruhigendes mehr.“

„Und die Tochter?“ fragte Agnes mit einer etwas eifersüchtigen Betonung.

„Wie mir die Frau im Hinterhause, die ich als Wärterin engagirt, sagte, war die Tochter ins Magazin gegangen, um eine fertige Stickerei abzuliefern und sich neue Arbeit zu holen. Ich hatte also keine Gelegenheit, sie zu sprechen.“

Wie Schade! schien Agnes' schadenfroher Blick zu sagen, indeß ließ sie es bei dem Blick.

„Von wem ist die Rede, lieber Vorbeck?" fragte der Greis, der wieder aus seinem Nachdenken zu erwachen schien. „Sprachen Sie nicht von einer armen kranken Frau, lieber Vorbeck?"

„Allerdings, Herr von Wennberg," antwortete der Letztere, und war eben im Begriff, weitere Auskunft zu geben, als ihn Agnes durch einen Blick zum Schweigen aufforderte.

Vorbeck erröthete abermals und zwar diesmal offenbar aus Unwillen. Nur ungern schien er dem Wunsche des Mädchens zu gehorchen. Zum Glück wurde er durch einige an den Kamin tretende Hausfreunde, welche dem Greise ihren guten Abend bringen wollten, aus der Verlegenheit gezogen, eine Nothlüge zu sagen. Er erhob sich, um den Herren Platz zu machen und trat mit Agnes zur Seite.

„Ich bitte Sie, Fräulein Agnes," sagte er hier leise und nicht ohne Aufregung; „was sollte dieser Wink? Welche Veranlassung kann es geben, dem alten Herrn das Elend dieser Familie zu verschweigen? Es ist gerade mein Wunsch, daß er es kennen lerne, und ich war Ihnen schon dankbar für die Gelegenheit, die Sie mir boten."

„Ich war unbesonnen; das Gespräch führte weiter als ich voraus gesehen," antwortete das Mädchen mit halblauter Stimme.

„Aber die Gründe! Sagen Sie mir die Gründe!" rief Vorbeck eifrig.

„Sie sollen sie erfahren!"

„Aber jetzt gleich!"

„Nicht heute; es ist hier nicht der Ort dazu. Ich verspreche aber, sie Ihnen nicht schuldig zu bleiben."

Mit diesen Worten verließ das Mädchen den etwas indignirten Vorbeck und eilte in den Hintergrund des Salon, wo von den Dienern eben die Spieltische arrangirt wurden, wäh-

rend zwei andere mit Erfrischungen unter den etwa zwölf Herren cirkulirten, die sich inzwischen eingefunden.

Vorbeck, der bei der Partie ein für allemal nicht fehlen durfte, der aber heute weniger als je zum Kartenspiel aufgelegt war, befand sich eben in der Nähe der Hauptthür, als diese sich mit Säbelgeklapper öffnete und zwei stattliche junge Männer, der erste in der Uniform der Dragoner, der andere im elegantesten Promenadenanzuge, hereintraten.

Natürlich verfehlte das Säbelklappern nicht seine electrische Wirkung in der durchweg civilen Gesellschaft, Alles wandte das Auge zur Thür und Jeder schien mit Interesse die eleganten, jugendlichen Erscheinungen zu bemerken. Nur Vorbeck, der dem Dragonerlieutenant bei dessen Eintritt zunächst stand, und dessen Inneres sich noch nicht ganz wieder beruhigt zu haben schien, wandte dem Lieutenant mit sichtbarer Geringschätzung den Rücken, hingegen unterließ er nicht, den flüchtigen Gruß des jungen Civilisten mit Höflichkeit zu erwiedern.

Der Chef des Hauses schien ihnen keine weitere Aufmerksamkeit zu widmen, denn der eine, der Civilist, war sein einziger Sohn, Ewald, der andere ein junger Verwandter, Gustav von Wennberg. Beide tauschten mit der Gesellschaft ziemlich unruhige Grüße, eilten dann zum Kamin, um dem Großpapa ihre Reverenz zu machen, der sie mit einem gutmüthigen Lächeln empfing und ihnen mit dem Finger wegen ihres Ausbleibens drohte. Gustav von Wennberg war eben im Begriff, der geschäftigen Agnes ein paar liebenswürdige Worte zu sagen, während Ewald noch mit dem Greise plauderte, ohne den Hut aus der Hand oder die eleganten Handschuhe abzulegen, als er plötzlich die Stimme des Vaters hörte.

„Ewald,“ rief dieser, die Karten in der Hand, „Du wirst also der Partner des Herrn von Karow sein, während Gustav ...“

„Verzeihung, lieber Vater,“ unterbrach ihn Ewald, zu ihm eilend, „wir kamen soeben, um uns noch für ein Stündchen

von der Gesellschaft zu beurlauben. Eine wichtige Angelegenheit, die eigentlich auf morgen festgesetzt war, nimmt uns schon heute, am dreizehnten, in Anspruch; wir sind nicht im Stande, uns ihr zu entziehen, werden jedoch sofort wieder hieher zurück eilen, sobald unsere Anwesenheit nicht mehr nöthig."

Herr von Wennberg bemerkte auf dem Antlitz seines Sohnes eine gewisse Aengstlichkeit; er blickte ihm forschend ins Auge und führte ihn in eine Fensternische, während Gustav Beiden mit einiger Besorgniß nachschaute.

Auf den Greis, der seinen Platz am Kamin nicht verlassen, hatte Ewalds Aeußerung eine electrische Wirkung hervorgebracht; er schrak zusammen, verrieth große Unruhe und suchte nach Worten, ohne diese zu finden.

„Sie sollen Beide nicht fortgehen!" rief er endlich mit Anstrengung, gerade als Ewald mit seinem Vater das Fenster wieder verließ. „Sie sollen nicht fort, ich gebe es nicht zu, gerade heute am Drei ...."

„Väterchen, Sie verrathen sich selbst!" flüsterte Agnes, die schnell herbei geeilt war, dem Greis ins Ohr. „Sie ließen sich von mir Schweigen versprechen und jetzt plaudern Sie selbst aus ..."

Der Alte ließ den Kopf sinken, die Spannung seiner Gesichtszüge ließ nach, er stützte beide Hände auf die Krücke seines Stocks, blickte zu Boden und seine Lippen flüsterten Worte vor sich hin, die selbst Agnes nicht verstand, wie viel Mühe sich ihre weibliche Neugier auch gab, dem Greise sein Geheimniß abzulauschen.

„Sie sind fort?" fragte er endlich nach einigen Minuten, das zitternde Haupt wieder erhebend, während ein tiefer, heimlicher Schmerz aus seinem Auge sprach.

„Sie sind soeben gegangen, Väterchen," antwortete Agnes. „Gewiß sind sie wieder von einem ihrer hohen Interessen beansprucht, sie haben eine Tänzerin, eine Kunstreiterin zu pro-

tegiren, eine thörichte Wette auszutragen oder sonst etwas derartiges Wichtiges vor."

„Ich sehe sie gern beisammen, die Beiden," sprach der Alte vor sich hin, „aber man sollte sie heute nicht aus den Augen lassen. Mir ahnt, das wird nicht gut thun!"

„Lassen wir sie gehen; Väterchen; sie sitzen in unserer Gesellschaft doch stets wie auf Nadeln. Ewald verdirbt jede Partie, weil seine Gedanken beim Spiel stets ganz anders sind, und der Herr Gustav macht immer ein Gesicht, als werde er zum Richtplatz geführt, wenn er die Karten in die Hand nimmt. Am besten, man läßt sie laufen, diese Herren Wilden, denen der häusliche Kreis lange nicht pikant genug ist, und die jede Stunde, welche sie ihm widmen müssen, wie ein grausames Opfer betrachten."

Agnes hätte gern ihrer Entrüstung noch weiter Luft gemacht, denn sie war hier auf ein Lieblingsthema gekommen; sie betrachtete sich nämlich, da Frau von Wennberg längst gestorben, als den weiblichen Schutzgeist des Hauses, dem die jungen Herren lange nicht Aufmerksamkeit genug schenkten, überdies aber hatte sie durch die Dienerschaft von der ziemlich ungebundenen Lebensweise Ewalds genug gehört, um dann und wann in eine kleine sittliche Entrüstung zu gerathen, die sie leider ihrer Stellung wegen unterdrücken mußte.

Da sie sah, daß der Greis ihr wenig Aufmerksamkeit schenkte, wandte sie sich wieder zu ihrer Beschäftigung und überwachte das Herrichten der Soupers.

Der Abend verstrich. Herr von Wennberg hatte heute seinen Glückstag; er hatte am Nachmittage in einer Wahlversammlung als Candidat eine fulminante Rede gehalten, wegen derer ihm alle Bekannte gratulirend die Hand gedrückt, er hatte am Abend höchst erfreuliche Depeschen erhalten und jetzt am Spieltisch wich das Glück nicht von seiner Seite.

Das Spiel ward endlich aufgehoben, man gruppirte sich

im Salon und sprach namentlich von Politik und politischer Gesinnung, denn Herr von Wennberg gehörte natürlich zur conservativen Partei, wie es von einem so mit Decorationen bedeckten Mann nicht anders zu erwarten war, und da keiner von den Anwesenden das Glück gehabt hatte, der heutigen Wahlversammlung beizuwohnen, so benutzte er die Pause vor dem Souper, eine Unzahl von Floskeln aus seiner heutigen Rede hier anzubringen, was denn ebenfalls von größtem Erfolge begleitet war.

Von den beiden jungen Herren ließ sich keiner wieder sehen. Als man sich zum Souper begab, blieben ihre beiden Stühle leer. Der Greis, als er von Agnes zur Tafel geführt wurde, schien im höchsten Grade unruhig; Agnes sah, wie er auf jedes Geräusch lauschte und wie seine Hände allmälig immer zitternder wurden. Wirklich that der alte Mann sich die höchste Gewalt an, um seine innere Unruhe zu verheimlichen; bis zur Mitte des Soupers gelang ihm dies, dann aber sank er mit einem tiefen Wehlaut in seinen Sessel zurück und mußte in seine Wohnung getragen werden.

Die Gesellschaft war hiedurch gestört. Herr von Wennberg, dessen Antlitz sich bei diesem Vorfall mit Leichenblässe überzog, that alles Mögliche, um seine Gäste beim Souper zurück zu halten, indem er versicherte, daß das Unwohlsein des Vaters keine weitere Bedeutung habe. Das Souper schlich daher unter schleppender Conversation seinem Ende zu.

Agnes hatte dasselbe verlassen und war dem alten Mann gefolgt, um für ihn zu sorgen. Als Herr von Wennberg, nachdem sich seine Gäste bald verabschiedet, in das Schlafzimmer seines Vaters trat, fand er diesen im heftigsten Fieber. Zu seinem Schreck hörte er den Greis die seltsamsten Phantasien ausstoßen, ja diese wurden so bedenklich, daß Herr von Wennberg es nöthig fand, den Hausarzt rufen zu lassen, die anwesende, sehr besorgte Bedienung zu entfernen und nur den alten

Joseph, den ältesten und vertrautesten Diener des Hauses im Zimmer zu behalten. Selbst Agnes mußte sich bequemen, den Wink des Hausherrn zu verstehen, und da es bereits eilf Uhr war, sich mit beklommenem Herzen in ihr Zimmer zu begeben.

V.

Onkel und Neffe.

An demselben Abend, um dieselbe Zeit, wo sich der Salon des Herrn von Wennberg zu füllen begann, saß in dem Stallgebäude desselben, in demselben Parterre-Zimmer, an dessen Fenster wir den Finken und den Kanarienvogel sahen, der Kutscher des Herrn von Wennberg, Meister Ludwig Kilian, in der Ofenecke, neben sich auf der Kommode ein Licht, welches das Zimmer erhellte, die kurze Pfeife im Munde, ein Zeitungsblatt in der Hand, welches ihm sein langjähriger Freund, der alte Joseph, jeden Abend aus dem herrschaftlichen Hause zu überbringen oder zu schicken gewohnt war.

Vor ihm auf der andern Seite des Ofens saß ein noch ziemlich junger Mann in der Wennberg'schen Livrée, der das Blatt heute überbracht hatte und bei solcher Gelegenheit sich von Meister Kilian das Neueste aus der Politik erzählen ließ. Denn da Herr von Wennberg allgemein und namentlich in seinem Hause für einen großen Politiker galt, so ist es erklärlich, daß auch die Dienerschaft sich bemühte, wenigstens das Nothwendigste der Tagespolitik zu kennen, um hienach die Verdienste und Lorbeern ihres Herrn gehörig würdigen zu können.

Neben dem Herrn selbst galt nun in den Augen der ganzen nicht wenig zahlreichen Dienerschaft Meister Kilian für

den in der Politik gewiegtesten Kopf und hörten die Diener über die Thaten und Reden ihres Herrn etwas läuten, was ihnen nicht ganz verständlich war, so mußte Kilian dies expliciren, und Kilian war allemal der Mann, der Auskunft geben konnte.

Kilian war nun aber ein eingefleischter Royalist oder Reactionär, was heute fast gleichbedeutend ist, und erklärte Alles von seinem persönlichen Gesichtspunkte aus, so daß alle Diener, ohne es selbst zu wissen, von ihm die conservativsten Gesinnungen einsogen und ihre politischen Ansichten noch um hundert Jahre hinter denen ihres Herrn zurück datirten.

Heute nun war Meister Kilian, ein Mann, dem man auf eine halbe Meile weit den herrschaftlichen Kutscher ansah und dessen stattliche Figur die Krone aller Wagenlenker bildete, wenn er auf seinem Bock saß, heute, sagen wir, war Meister Kilian in dem Zeitungsblatt, das ihm, da er täglich nur eine und dieselbe Zeitung las, so zu sagen unter den Händen immer freisinniger und auffässiger wurde, auf einen ganz verzweifelten Leitartikel gestoßen, der ihm den Vorsatz eingab, dieses Blatt abzuschaffen und mit Joseph über ein anderes zu verhandeln, denn im Herrschaftshause wurden mindestens ein Dutzend aller politischen Farben gehalten.

„So zum Beispiel, lieber Lorenz," fuhr Meister Kilian in seinem Vortrage fort, nachdem er noch ein paar volle Züge aus seiner Pfeife geholt, während dieser mit offenem Munde seine Weisheit einsog, „früher war all' der Lärm, all' das Gesäure und all' die Unzufriedenheit nicht; man laß die Zeitungen, ohne daß man sich zu ärgern brauchte, und Alles, was darin stand, war ganz wahrhaftig wahr, wo hingegen heute Alles aus der Luft gegriffen wird, nur um den Gegnern einen Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Früher sagte man, wenn man etwas ganz Neues in der Zeitung gelesen hatte, höchstens: ist es die Möglichkeit! oder: ja wer hätte das denken können! denn

es war nie etwas gegen die Regierung oder den König darin. Heut ärgert man sich den ganzen Tag über die Niederträchtigkeit der Zeitungsschreiber, denen es noch kaum der Mühe werth scheint, Se. Majestät zu schreiben, wenn sie vom König sprechen. Das klingt Alles so, als wenn ich von Euch spräche, oder Ihr von mir."

„Freilich, Meister Kilian," antwortete Lorenz, „aber," setzte er hinzu, um doch auch was zu sagen, „sollte das nicht im Geiste der Zeit liegen?"

Der junge Herr Lorenz hatte nämlich wenn er servirte von den Gästen oft diesen Ausdruck gehört und da er ihm sehr wohlklingend erschien, sich denselben gemerkt, um ihn gelegentlich auch zu gebrauchen.

„Der Teufel hole so zum Beispiel den Geist der Zeit!" rief Kilian, während sein dickes rundes Gesicht eine noch dunklere Röthe annahm und er dichte Wolken vor sich hin blies. „Was ist denn Geist der Zeit? Gar nichts ist er! Geist der Zeit ist Unsinn, ist nichts als die Wichtigmacherei der Leute, die, weil ihre Eltern sie in die Schule geschickt und sie was haben lernen lassen, sich damit brüsten und sagen: wir sind ganz andere Leute als ihr Alten da! Und weil sie sich gescheidter dünken, glauben sie sich in Alles mischen zu können, sogar in die Regierung."

„Freilich könntet Ihr Recht haben, Meister Kilian," sagte Lorenz, dessen Verständniß vom Geist der Zeit nicht weit her war.

„Ob ich Recht habe!" rief Kilian. „Seht nur, so zum Beispiel mir will es schon gar nicht gefallen, was unser Herr da für Reden hält, wie ich sie wieder hier in der Zeitung lese; indeß er ist mein Herr und das kümmert mich also nicht weiter. Da heißt es immer von Theilung der Gewalten, von Verfassung und verfassungsmäßigen Rechten, Verantwortlichkeit der Minister, Unantastbarkeit der Person und Souveränetät des

Volks. Seht Ihr zum Beispiel: das ist Geist der Zeit; aber könnt Ihr damit einen Hund unterm Ofen hervorlocken? Denn warum? Kann eine Regierung sich herablassen, einem Jeden Rechenschaft zu geben, warum und weshalb sie dies und jenes thut? Seht nur so zum Beispiel, ich will Euch das erklären: der König soll regieren und das Volk soll mit regieren und dazu ernennt es eine Kammer. Denkt Euch nun, Lorenz, ich säße auf dem Bock und sollte mit einem Male meine Pferde nicht mehr allein regieren und man setzte noch einen Kutscher neben mich, meint Ihr nicht, daß wir Beide uns in den Haaren liegen würden, ehe wir um die erste Ecke biegen?"

„Freilich!" antwortete Lorenz, dem dies Gleichniß sehr einleuchtete.

„Oder so zum Beispiel, man ließe, wenn da drüben bei Euch ein Diner ist, jeden Gast durch zwei Leute bedienen. Würdet Ihr Beide nicht schon bei der Suppe mit den Schüsseln zusammen rennen und es nichts als Scherben davon geben?"

„Ohne Zweifel!" bestätigte Lorenz, immer mehr überzeugt.

„Na seht Ihr, so giebts auch in der Politik nichts als Scherben seit sie über einer und derselben Sache mit den Köpfen zusammen rennen."

Lorenz erinnerte sich jetzt, daß seine Zeit um sei, erhob sich und bat, die Frau Kilian zu grüßen, die in der Küche beschäftigt war. Er ging, und Meister Kilian, stolz auf seine Argumente, vertiefte sich wieder in die Zeitung.

Wohl eine halbe Stunde hindurch beschäftigten ihn alle die wichtigen und unwichtigen Nachrichten, bis auf die Türkei, Asien und Afrika, denn Kilian las Alles, mußte Alles lesen, ja er war in der Regel mit dem, was in China oder Madagascar vorging, viel mehr zufrieden als mit den Ereignissen im Vaterlande.

Mit einem Seufzer, als falle ihm ein Stein von der Brust, seit er mit den politischen Nachrichten zu Ende war, die ihm

doch tagtäglich wieder einen neuen Centner auf's Herz wälzten, begann er die Intelligenz- und anderen Nachrichten. Er las die Verlobungs-, Hochzeits- und Todesanzeigen, dann die amtlichen Nachrichten, die Subhastationen, Concurseröffnungen, Steckbriefe u. s. w.

Plötzlich haftete sein Auge starr auf einem Punkt, sein Antlitz färbte sich purpurroth, seine Augenbrauen zogen sich hoch hinauf, so daß sie ein ganzes Feld von Furchen auf der breiten Stirn bildeten und aus seinem Munde entlud sich eine so dicke Tabakswolke, daß er keine Zeile mehr zu unterscheiden vermochte.

Meister Kilian ließ das Papier sinken, er legte die kurze Tabakspfeife auf die Kommode, fuhr sich über die Augen und über die Stirn, schöpfte tief Athem, hob dann das Zeitungsblatt abermals und fuhr mit der Hand über dasselbe.

Noch einmal, nachdem er sich überzeugt, daß er vollständig seine Sinne beisammen habe, und mit einem abermaligen Seufzer senkten sich seine Blicke auf dieselbe Stelle der Zeitung. Und wiederum blieben sie starr an derselben hangen. Die Adern seiner Stirn schwollen, die beiden Hände, mit denen er die Zeitung gefaßt, begannen dermaßen zu zittern, daß das Zeitungsblatt auf und nieder flog.

Endlich war Kilian überzeugt, daß er richtig gelesen, daß er sich nicht im Traume befinde. Aber noch einmal suchte er sich zu überzeugen. Er schlug das Blatt zurück und las das Datum desselben. Es war wirklich von heute.

Einige Minuten starrte Meister Kilian vor sich hin, das Zeitungsblatt im Schooß, als überdenke er, was er gelesen, oder als überlege er, was zu thun sei. Dann fand seine Aufregung endlich Worte.

„Mutter! Käthe!“ rief er mit bebender Stimme.

„Sogleich! Was giebt's? Ich muß nach dem Eierkuchen

sehen, damit er nicht anbrennt!" antwortete von draußen eine fette Weiberstimme.

„Laß ihn anbrennen und komm! Der Teufel hat uns hier schon einen Eierkuchen angerührt!" rief Kilian noch immer in großer Aufregung.

Alsofort erschien Frau Kilian, eine dicke, runde Frau mit ebenso rundem, gutmüthigem, vom Herdfeuer erhitzten Gesicht, die Hausmütze auf dem Kopf, die Bänder derselben über den Rücken geschlagen, mit der Küchenschürze angethan und eine große zischende Bratpfanne in der Hand, nicht wenig verwundert und neugierig durch die an ihrem Gatten so ungewohnte Erregung.

„Um Gotteswillen, Ludwig, was hast Du denn? Hat der Vesuv wieder gespieen, wie Du mir gestern vorlasest, und sind wieder viel Menschen dabei umgekommen?"

„Nichts hat gespieen!" antwortete Herr Kilian ärgerlich über diese Frage. „Bring erst die Bratpfanne in die Küche zurück und dann komm wieder, denn ich habe Dir was Wichtiges zu erzählen."

„Aber der Eierkuchen, Ludwig! Was soll aus dem Eierkuchen werden?"

„Ist mir ganz gleichgültig; mir ist der Appetit auf Eierkuchen vergangen!"

Frau Kilian, gewohnt an Gehorsam gegen ihren Gemahl, der zu Hause ein ganz autokratisches Regiment führte, wie es zu seinen politischen Ansichten paßte, Frau Kilian kehrte mit der noch immer zischenden Bratpfanne, innerlich brummend zur Küche zurück, löste dort die Küchenschürze und erschien dann wieder, um einen Stuhl zu holen und sich ihrem Gatten gegenüber zu setzen.

„Also was giebt es, Ludwig? Du hast mich ganz ängstlich gemacht. Rede nur bald, damit ich in die Küche zurück kann, denn es wäre doch schade um die schöne Butter, die Eier und . . ."

„Käthe,“ begann Meister Kilian mit feierlicher aber vor Unwillen etwas bebender Stimme, „Du erinnerst Dich, daß ich Dir früher von meinem mißrathenen Bruder erzählte, einem Taugenichts, der niemals und nirgendwo gut thun wollte. Wie viel wir, meine Schwester und ich, auch thaten, um ihn auf den rechten Weg zurück zu führen, es war Alles vergeblich, er ward ein Schandfleck unserer Familie und hat durch seine schlechten Streiche unsere arme, brave Mutter frühzeitig in die Grube gebracht. Endlich als er erwachsen war und seine Militärjahre abgedient hatte, schien es, als sei er in der Uniform des Königs ein vernünftiger Mensch geworden, wenigstens hörte ich nichts Schlimmes über ihn. Da er nichts Ordentliches gelernt hatte, verrichtete er allerlei Dienste und hatte dabei sein Brod. Endlich ging er von hier fort und ich hörte, er sei hier in der Nachbarschaft verheirathet und arbeite als Tagelöhner.“

Kilian machte hier eine Pause. Seine Gattin, die für den schlechten Bruder wenig Interesse empfand, theilte ihre Aufmerksamkeit noch immer zwischen dem Eierkuchen und der Erzählung ihres Gatten.

„Wieder hörte ich lange nichts von ihm, ich wußte nicht einmal, ob er todt oder noch am Leben sei. Da endlich — ich hab' es Dir ja erzählt — trifft mich ein Donnerschlag; der Taugenichts war als der Theilnahme an einem Raubmorde verdächtig mit mehren andern Subjecten eingezogen worden. Man machte ihm den Prozeß und verurtheilte ihn zum Zuchthause... Aufrichtig gesagt, war ich froh, daß man ihn in Numro Sicher gebracht. Ich ließ mich nach seiner Frau erkundigen und hörte, daß sie als ein ganz rechtschaffenes Weib den Unterhalt durch ihrer Hände Arbeit verdiene... Jetzt aber kommt erst die Bescheerung! Der Satan ist wieder los, denn soeben lese ich in dieser Zeitung die amtliche Bekanntmachung (Kilians Brust stieß einen tiefen Seufzer aus, als er die Zeitung wieder zum Auge erhob) daß der unten näher signalisirte Sträfling

Christian Wilhelm Kilian in der Nacht zum ersten November aus dem Zuchthause entsprungen und trotz allen Nachforschungen bisher nicht wieder eingefangen werden konnte ... Was sagst Du zu dieser Nachricht, Käthe?"

„Hm!" antwortete die Frau. „Was ist dabei zu thun?"

„Was dabei zu thun ist? Nichts!" rief Meister Kilian. „Zu mir zu kommen wird sich der Taugenichts schon hüten, denn er weiß, daß er hier kein Obdach findet; aber ist es nicht eine Schande, daß man diesen Thunichtgut wieder laufen ließ? Wozu sind die Beamten in den Strafanstalten da, wenn sie nicht aufpassen? Ihrer Nachlässigkeit allein hab' ich es zu danken, daß jetzt wieder mein Name als der eines entsprungenen Sträflings durch alle Zeitungen läuft, wie dies schon damals geschah, als in allen Blättern von jenem Raubmorde die Rede war! Eine Sünde und eine Schande ist es mit solchen Beamten!"

Und Herr Kilian gerieth durch diesen Gedanken in eine solche Wuth, daß er das Zeitungsblatt immer mehr in seiner breiten Faust zusammenknitterte, bis von demselben nichts mehr zu sehen war.

„Da," rief er endlich, „nimm den verdammten Wisch, steck ihn in der Küche ins Feuer, damit ihn Niemand liest und ich nicht etwa gar von naseweisen Leuten gefragt werde! ... Uff! Wie ein altes Geschwür bricht solch ein Familienunglück immer wieder auf und läßt Einem keine Ruhe!"

Kilian erhob sich, um sich zu seiner Abkühlung eine neue Pfeife zu stopfen, seine Frau nahm schweigend die Zeitung und eilte damit in die Küche, um wo möglich ihren Eierkuchen noch zu retten.

Indeß der Tag sollte heute einmal durch seltsame Vorfälle bezeichnet sein.

Kilian schritt zur Kommode auf welcher der große Tabakskasten unter einem altmodischen Spiegel mit goldenem Barock-

rahmen seine Stelle hatte. Wie er, den breiten Rücken zur Stube gekehrt, dastand, in seiner großen Kutscherweste, aus welcher die grauen Aermel seiner Unterjacke hervorschauten, die schwarzen Sammethosen unter den Knien in großen blau wollenen Strümpfen steckend, ein paar riesige, massive Pantoffel an den Füßen — so war Kilian, wie wir schon sagten, das Prototyp eines achtbaren Kutschers.

Während er die Pfeife stopfte, warf er einige Blicke auf sein Porträt im Spiegel. Kilian war eine phlegmatische Natur und fand bei dieser Gelegenheit, daß er sich gewaltig echauffirt habe und daß es für seine Gesundheit besser sei, die Sache leicht zu nehmen. Hatte er doch diesen mißrathenen Bruder längst vergessen, und weßhalb sollte er sich seinethalb jetzt so ärgern! Kilian beschloß, sich die Sache aus dem Sinn zu schlagen und trat mit einem breiten Fidibus ans Licht, um seine Pfeife anzuzünden.

Da plötzlich zog man an der Klingel der Hausthür, was sehr selten vorkam, da Tags die große Einfahrt offen stand, Abends aber Niemand durch diese Pforte etwas zu suchen kam.

Kilian lauschte und setzte seine Pfeife in Brand. Nach einer Pause wiederholte sich das Klingeln, es blieb ihm also nichts übrig, als hinaus zu treten und die Hausthür zu öffnen.

Der Hausflur war dunkel, die Straße nicht minder; erst als Kilians Auge sich ein wenig an das Dunkel gewöhnt hatte, bemerkte er draußen vor der Thür einen Knaben, der schweigend dastand und ihn angaffte.

„Junge, was suchst Du hier?" herrschte ihn der brave Kutscher an.

„Wohnt Herr Kilian hier?" hörte er die Stimme des Knaben.

„Allerdings wohnt er hier. Was willst Du von ihm?"

„Ich wollte Herrn Kilian gern sprechen."

„Was hast Du mit ihm zu sprechen?"

„Ich habe ihm was zu sagen!"

„Zum Schwerebrett, Junge, mach' keine lange Faxen bei der Kälte!" rief Kilian ärgerlich und nach dem warmen Zimmer verlangend. „Komm herein, wenn Du was von mir willst!"

Der Knabe ließ sich dies nicht zweimal sagen, er trat ein; Kilian warf die Thür hinter ihm wieder ins Schloß und schritt, von dem Knaben gefolgt, ins Zimmer zurück.

„Da sind wir; was soll's jetzt?" fragte er, die Hand in die Seite stemmend und auf den für die Winterzeit sehr dürftig gekleideten Jungen herabblickend, der ihm Mitleid eingeflößt haben würde, wenn nicht die Physiognomie des Knaben ihm entschieden mißfallen hätte.

Der Knabe, kaum im Zimmer, warf zuerst einen prüfenden Blick in demselben umher, rollte seine halb zerlumpte Mütze in den Händen und schaute dann vor sich nieder.

„Sind Sie Herr Kilian? fragte er ziemlich unbefangen.

„Nun freilich; wer sonst?"

„Ich heiße auch Kilian und Sie sind also mein Onkel."

Der brave Kutscher erschrack sichtbar, sein Gesicht verlängerte sich; zum zweiten Male sollte ihm heute sein eigner Name eine Gemüthsbewegung verursachen.

„Dein On . . ."

Weiter kam er nicht; das Wort erstarb ihm im Munde. Er gewann indeß bald so viel Fassung, sich den Jungen genauer anzusehen, und diese Musterung fiel keineswegs zu Gunsten des Letzteren aus. Von einer solchen Verwandtschaft hatte er nicht geträumt.

Der Knabe schien indeß von der draußen herrschenden Kälte sehr bald aufzuthauen; er benutzte des braven Kutschers Erstaunen, um abermals einen Blick in dem ihm sehr behagenden warmen Zimmer umher zu werfen.

Inzwischen war auch Frau Kilian, neugierig zu erfahren, wer geklingelt habe, wieder in der Thür erschienen; sie hatte das Gespräch der Beiden mit angehört und war natürlich

nicht minder erstaunt als ihr Gemahl über diesen unerwarteten Besuch.

„Ich komme von ***,“ fuhr der Knabe sehr gesprächig werdend fort. „Mein Vater ist ... nun Sie wissen ja,“ setzte er nach kurzem Stocken mit unbefangenem Lächeln hinzu, „und meine Mutter ist schon lange todt ...“

Wenn Meister Kilian noch einigen Zweifel gehegt hatte, so war er jetzt über die Verwandtschaft vollständig aufgeklärt.

„Und da bist Du also hieher gekommen?“ fiel Kilian ein und zwar in einem Tone, der den Knaben, wenn er irgendwie blöde gewesen wäre, hätte einschüchtern müssen.

„Ja, da bin ich nun hieher gekommen!“ bestätigte er mit naiver Miene, als sei dies durchaus in der Ordnung.

Kilian hörte ein kleines Geräusch an der Thür, er wandte sich zurück, gewahrte seine Ehehälfte, stemmte die beiden Hände in die Seite und warf ihr einen Blick zu, als frage er: was sagst Du dazu?

„Ich wollte schon lange hieher kommen,“ fuhr der Knabe fort, immer seine Mütze in den Händen drehend, „aber ich hatte das Reisegeld nicht; jetzt bin ich aber endlich doch da!“

Kilian blickte auf ihn herab, als wolle er sagen: mir wär's lieber, Du wärst ganz anderswo! Sein gutes, wohlwollendes Herz würde indeß gewiß sich gleich zu Gunsten seines Herrn Neffen entschieden haben, wenn das Aeußere desselben ihm nicht entschieden mißfallen hätte. So kämpfte er also mit sich selbst; er fühlte sich außer Stande, den Jungen auf die Straße zurück zu schicken, eben so unangenehm aber war ihm auch der Gedanke, ihn in sein Haus aufzunehmen. Glücklicherweise fiel ihm bei Zeiten ein, daß es ja noch einen Mittelweg gebe.

Wir müssen hier zu Gunsten des Herrn Kilian erwähnen, daß dieser ihm so aus den Wolken herabgefallene Neffe kein Andrer war, als unser rothhaariger Samuel, dem es endlich nach vielem Fleiß und eiserner Ausdauer gelungen war, nach

dem ersten mißlungenen Versuch und nachdem er sich mit der Polizei seines Ortes abgefunden, wieder so viel Geld zusammen zu sparen, um sich ein Eisenbahnbillet zu kaufen. Von seiner Mutter hatte er oft von dem Onkel Kilian sprechen gehört, der in der großen Stadt Kutscher eines sehr reichen Herrn sei; in seine Zukunftspläne paßte dieser Onkel nun ganz vortrefflich, derselbe gab ihm sogar einen sichern Anhaltspunkt für seine demnächstige Carrière, und nachdem er sich noch an Kleidungsstücken so viel zusammen gebettelt, um anständig vor diesem Onkel zu erscheinen, trat er mit den schönsten Hoffnungen die nur einige Stunden lange Reise an; in seiner Tasche nur wenige Groschen und das bewußte Papier mit dem Siegel, das er gern für noch einige Groschen verkauft haben würde, wenn er einen Käufer dafür gewußt hätte.

Daß Samuel die Adresse seines Oheims nicht kannte und daß es ihm schwer werden könne, einen Kutscher Kilian unter einer halben Million von Menschen herauszufinden, das spielte bei Samuel keine Rolle; er wußte sich zu helfen, wie groß und erdrückend ihm die riesige Stadt auch im ersten Momente vorkam. Samuel besaß Herz und Kopf auf der rechten Stelle; die Häuser und Straßen waren allerdings größer als daheim, und namentlich die ersteren viel höher, aber es waren im Grunde doch auch nur Häuser; die Menschen waren Menschen wie bei ihm zu Hause und waren ihrer auch unendlich mehr in Bewegung, so mußte man sich daran gewöhnen.

Samuel betrat guten Muthes die Stadt und ließ sich vom Glück führen. Dieses Glück, das allen jungen Taugenichtsen gern die Hand reicht, nahm auch ihn bei der seinigen und führte ihn in das Centrum der Stadt. Da es indeß noch Vormittag war, so beschloß er, sich erst ein wenig zu orientiren und dann erst an seinen Oheim zu denken.

Stundenlang trieb er sich umher; das Herz schwoll ihm, wenn er sich sagte, daß diese Stadt jetzt der Schauplatz seiner

Fortschritte werden solle; er selbst gestand sich, daß sein Heimathsort viel zu klein für ihn gewesen; wie schön, wie frei, wie unbelästigt konnte man sich hier in dieser Riesenstadt bewegen; Samuel war also, wie man sieht, kein kleiner, beschränkter Geist, dem ungeheure und ungewohnte Proportionen hätten imponiren können; im Gegentheil, sein Geist, seine Anschauungen waren dehnbar genug, um sich dieselben sofort anzupassen.

Endlich als der Nachmittag kam und Samuel, der seit gestern Mittag nichts gegessen hatte, einige Regungen von Appetit verspürte, gedachte er seines nächsten Zweckes wieder. Er befand sich auf einem großen Platz, vor dessen einem Hause eine Reihe vornehmer Equipagen hielt.

Samuel begriff sogleich, welchen Vortheil er aus diesem Umstande zu ziehen habe. Die Kutscher dieser vornehmen Equipagen mußten jedenfalls ihren Collegen Kilian kennen und von ihnen also mußte er dessen Adresse erfahren.

Mit der größten Dreistigkeit trat er an einen der Wagen und redete den in einem hohen und breiten Pelzkragen versteckten Rosselenker an. Meister Kilian war unter seinen Collegen eine sehr bekannte und geachtete Person und Samuel erfuhr also auf der Stelle, was er wissen wollte. Da er sich aber gerade in einem sehr entfernten Quartier befand, so bedurfte er einiger Stunden, ehe er sich zurecht gefragt, und die Dunkelheit brach herein, ehe er sein Ziel erreichte.

Wir sagten, dem würdigen Kilian sei ein Mittelweg eingefallen, wie er gegen den ihm vom Himmel herabgeschneiten Neffen seine Pflicht als Oheim erfüllen konnte, ohne daß ihm dieser zur Last fiel; indeß wollte er erst mit seiner Frau Rücksprache nehmen.

„Und was willst Du nun also hier, mein Sohn?“ fragte er nach einer Pause sanfter.

„Nun, ich . . . ich wollte mal sehen, ob ich hier nicht vorwärts kommen könnte!“ antwortete Samuel.

„Hast Du denn schon was gelernt?"

„Nein, gelernt habe ich nichts!" antwortete Samuel unbefangen.

„Kannst Du lesen und schreiben?"

Samuel schüttelte den Kopf.

„Eine schöne Erziehung, die der Bursche genossen haben muß!" brummte Kilian. „Aber was soll ich denn dann mit Dir hier anfangen?"

„Das weiß ich auch nicht!" antwortete Samuel, ohne sich beirren zu lassen.

Kilian ward etwas ärgerlich durch diese Antwort, zudem schien es ihm, als sei der Junge für sein Alter ein wenig unverschämt.

„Hast Du Hunger?" fragte er.

„O ja, sehr!"

„Käthe," wandte er sich zu seiner Frau. „Gieb dem Jungen ein Stück von Deinem Eierkuchen; er kann drüben essen, ich habe inzwischen mit Dir zu sprechen."

Samuels Augen leuchteten, ihm schien es, als gehe Alles nach Wunsch. Frau Kilian, gewohnt, ihrem Gatten nie zu widersprechen, winkte dem Knaben und zog ihn in das Schlafzimmer, durch welches der Weg in die Küche führte. Dort angelangt, warf sie einen prüfenden Blick auf den Knaben, schüttelte bedenklich den Kopf, ging in die Küche und kehrte mit einem großen Stück Eierkuchen auf dem Teller zurück. Hienach setzte sie einen Stuhl an den Tisch, legte Messer und Gabel und ein Stück Brod hin und eilte schweigend zu ihrem Manne, der inzwischen seinen Platz am Ofen wieder eingenommen hatte.

Beide hielten jetzt eine Conferenz; man beschloß, da man den Knaben nicht auf die Straße schicken könne, so wolle man ihm für die nächsten Tage ein Obdach in der Kammer auf dem Heuboden geben. Inzwischen wolle Kilian sich bemühen, den Jungen irgendwo unterzubringen und so viel an ihm liege da-

für sorgen, daß er nicht in die Fußtapfen seines Vaters trete, damit der Familienname nicht abermals beschimpft werde.

Frau Kilian seufzte, denn mit dem scharfen Blick des Weibes hatte sie ihren würdigen Neffen viel besser durchschaut als ihr Gatte, indeß bestimmte sie dies um so mehr, dem Wunsche des Letzteren beizupflichten, ja noch mehr, sie sah in dem seltsamen Zusammentreffen jener Zeitungsnachricht mit dem Auftreten des Knaben einen Fingerzeig des Himmels, gegen den man nicht freveln dürfe.

Inzwischen befand sich Herr Samuel außerordentlich wohl und verschlang seinen Eierkuchen. Ihm war es so behaglich in dem kleinen Schlafzimmer, die Betten waren so weich, so einladend, es sah hier Alles so gemüthlich aus. Ganz besonderen Beifall spendete er der über dem einen Bette hängenden goldenen Taschenuhr; auf der Kommode standen allerlei Kleinigkeiten, namentlich zwei kleine Becher, die jedenfalls von Silber sein mußten, und was dergleichen mehr war, das Samuels Aufmerksamkeit erregte, als er mit dem Essen fertig war.

Da das würdige Ehepaar noch immer drüben hinter der geschlossenen Thür plauderte, so war es wünschenswerth, zu hören, was sie eigentlich sprachen. Er sprang leise auf, schlich zur Thür und legte das Ohr an das Schlüsselloch; aber er hörte nur ein unverständliches Gemurmel von Stimmen. Die Küchenthür stand nur angelehnt, Samuel mit seinem ganz besonderen Localsinn mußte sich orientiren und warf einen flüchtigen Blick in die Küche. Zu seinem Schreck aber hörte er aus dem Halbdunkel derselben den lauten Schrei der durch seinen rothen Kopf erschreckten Küchenmagd. Samuel schlich eilig wieder an seinen Platz, that als habe er sich nicht von der Stelle gerührt und baumelte zufrieden mit den Beinen unter dem Stuhle, als Frau Kilian, durch den Schrei herbei gerufen, im Schlafzimmer erschien.

Der wichtige Tag endete damit, daß Frau Kilian, nachdem sie Samuel gefragt, ob er noch Hunger habe und sie ihm noch

ein dickes Butterbrod in die Hand gesteckt, derselben Küchenmagd den Auftrag gab, Samuel in die Bodenkammer zu führen und ihm dort ein Lager zurecht zu machen.

Mit einem ärgerlichen Blick auf den Jungen nahm die Magd die Laterne, zündete das Licht darin an und schritt ihm voraus über den Hausflur und den Hof, wo Beide auf einer steilen und schmalen Treppe verschwanden.

VI.

Der erste Schritt.

Wir betreten jetzt, und zwar an demselben Tage, an welchem unser voriges Kapitel spielt, ein anderes, in der Nähe eines der Vorstadt-Theater belegenes Haus.

Die erste Etage desselben gehört einem reichen Juden, der diese mit der größten Geschmacklosigkeit eingerichtet und der im Winter schon früh bei unverschlossenen Fenstern alle seine Gaskronen anzündet, um der staunenden Welt einen Beweis von seinem Reichthum zu geben.

In der zweiten Etage wohnt der Theater-Agent Fleischmann — oder Doctor Fleischmann, wie er sich gern nennen läßt —, ein Mann, der große Geschäfte macht, eine ausgebreitete Correspondenz durch zwei Schreiber führen läßt, der täglich zahllose Besuche empfängt, der gegen 10 Prozent von der Gage Alles, was gerade Glieder hat, unter das heilige Banner der Kunst enrollirt und dem, wie er behauptet, schon unzählige bedeutende Künstler ihre Laufbahn und ihre Erfolge zu verdanken haben.

In der dritten Etage wohnt der Doctor Otto Winkler,

Schriftsteller, Mitarbeiter der einflußreichsten Zeitungen und Berichterstatter derselben über alle nur denkbaren bemerkenswerthen Ereignisse im öffentlichen Leben, in der Kunst und der Literatur — woraus für uns hervorgeht, daß der Mann ungeheuer viel zu thun haben muß.

Noch eine steile Treppe höher klettern wir hinauf und stehen vor einer niederen zu einer halben Dachwohnung führenden Thür, an deren einer Seite eine Schnur mit einem daran befestigten Messingring hängt.

In dieser, für den Sommer vielleicht ganz zweckmäßigen, aber im Winter entsetzlich kalten Wohnung finden wir alte Bekannte wieder. Die ganze Wohnung besteht nur aus einer Küche, einem Wohn- und einem Schlafzimmer, doch scheint der niedrige eiserne Ofen die Stelle der ersteren ganz zu ersetzen. Das Wohnzimmer ist selbst am Tage halbdunkel, da das Licht durch den Ausbau des Dachfensters hereinfällt und die Abdachung der einen Wand zwei dunkle Ecken schafft; dennoch ist's recht gemüthlich im Zimmerchen, Alles verräth, daß Sauberkeit und Ordnungssinn hier vorherrschend, ja man konnte sogar sagen, es herrsche eine gewisse pauvre Eleganz in dieser Wohnung, die jedenfalls davon zeugte, daß ihre Bewohner einst bessere Tage gesehen.

Es ist Nachmittag. An einem kleinen Nähtisch unterhalb des Dachfensters sitzt, mit einer Stickerei beschäftigt, ein schönes junges Mädchen, dessen Züge uns bekannt. Emsig stichelt sie darauf los, wirft zuweilen einen Blick auf ein vor ihr liegendes dünnes Heft, das eine merkwürdige Aehnlichkeit mit einer Theaterrolle hat, lispelt vor sich hin, als suche sie den Inhalt des Papiers sich ins Gedächtniß einzuprägen und wirft dabei häufige und unruhige Blicke zur Stubenthür.

Endlich scheint die Handarbeit fertig zu sein. Sie rollt die Stickerei auf, wirft einen hastigen Blick auf das Ganze, rollt

sie wieder zusammen und erhebt sich, indem sie sich lauschend zum Nebenzimmer wendet.

„Sollte die Mutter wirklich eingeschlafen sein?“ murmelt sie vor sich hin. „Die Müdigkeit wird die Arme überwältigt haben, denn sie leistete mir die ganze Nacht hindurch Gesellschaft, wie oft ich sie auch bat, sich zu Bette zu begeben ...“

Sie schlich zu der nur angelehnten Thür und legte das Ohr an die Oeffnung.

„Mütterchen?“ rief sie halblaut und vorsichtig.

Eine kranke und matte Stimme antwortete.

„Ich fürchtete schon, Du seist eingeschlummert, was übrigens kein Wunder wäre ... Die Stickerei ist fertig; Frau Werner kann sie noch heut Abend hinbringen, damit wir das Geld dafür bekommen. Willst Du so gut sein, daran zu denken?.. Ich muß meine Garderobe jetzt in Ordnung bringen und das Herz ist mir dabei so voll und so bekommen, daß es zu springen droht!“ setzte sie leise hinzu.

Während Amine — denn keine Andere als sie ist es — in das halbdunkle Zimmer zurückkehrte, erschien ihre Mutter in der Thür. Nur ein Schatten war von der armen Majorin noch übrig; Sorgen, Gram und Krankheit hatten während der nur wenigen Monate eine starke Verheerung auf dem damals noch schönen Antlitz dieser Frau angerichtet. Als ihr Gatte so plötzlich vom Tode hinweggerafft wurde, fand sich für seine armen Hinterlassenen nicht nur nicht das geringste Vermögen mehr vor, im Gegentheil, die kostspielige Passion des Majors, die ihm zum Verderben werden sollte, hatte seine Vermögensverhältnisse zerrüttet. Seine Gattin mußte Alles verkaufen, was entbehrlich und unentbehrlich war, um den Gläubigern gerecht zu werden und als endlich Alles geordnet war, sah sie sich auf ein Jahresgehalt von zweihundert Thalern, das ihr aus der Militär-Wittwenkasse zahlbar, beschränkt — eine Summe,

die für sie und ihre beiden Töchter zu groß, um zu verhungern, aber zu gering zur Existenz war.

Die Majorin beschloß daher, die Stadt zu verlassen, nach der Residenz zu ziehen und dort ihren Töchtern eine anständige Unterkunft zu verschaffen. Für sie allein genügte ja der geringe Jahresgehalt.

In der That fand Lischen schon während der ersten Monate eine Stelle als Gesellschafterin; auch Amine erhielt eine Stelle als Gouvernante, verließ dieselbe aber schon in der ersten Woche und da sie sich allmälig immer bestimmter weigerte, ein anderes ähnliches Unterkommen zu suchen, so verdiente sie einstweilen ihren Unterhalt durch Stickereien, die zwar sehr schlecht bezahlt wurden, aber doch wenigstens etwas abwarfen.

In Aminens ganzem Wesen war nämlich während der letzten Sommermonate und des Herbstes eine seltsame Veränderung vorgegangen und in Folge derselben war Amine heute zwar das originelle und launenvolle, aber doch immer herzliche und fromme Mädchen nicht mehr, als welches wir sie gekannt.

Große Städte sind in der Regel der Ruin jedes jungen Mädchens, das nicht unter dem Schutze wohlhabender oder gut situirter Eltern eine sorglose Existenz führt, sondern mehr oder minder auf sich selbst angewiesen ist. Sobald die bedrängte Lage des jungen Wesens demselben die Speculation zur Nothwendigkeit macht, ist nie zu berechnen, welche Richtung und zu welchen Hülfsmitteln dieselbe ihre Zuflucht nehmen wird. Der Schönheit bieten sich dieser Hülfsmittel so unzählige und so bereitwillige, ja scheinbare harmlose und unverfängliche, daß es fast unmöglich ist, sie von sich zu weisen, ohne alle die guten, edlen Menschenfreunde zu verletzen, die sich so uneigennützig herbei drängen, um ihr Rosen auf den Weg zu streuen. Langsam und schleichend, aber desto sicherer wirkend, träufelt

die Aufmerksamkeit, die Anerkennung oder Bewunderung der Andern das Gift der Eitelkeit in das sonst so bescheidene Herz, das sich von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, anfangs leise und schüchtern, dann aber immer zuversichtlicher die Frage aufwirft: wozu gab Dir der Himmel dieses Aeußere, und wäre die Schönheit nicht eine Last, wenn man der Welt gegenüber stets die Miene annehmen soll, als wisse man nichts von ihr?

Ein junges Herz ist leicht durch solche Fragen zu ruiniren und selbst das beste Herz kann in die Lage kommen, sich diese Frage zu stellen. Dennoch passirte Amine dergleichen nicht. Es ist wahr, daß ihre Schönheit, die während des letzten Sommers sich zur herrlichsten Blüthe gestaltet, in der großen Stadt überall Aufsehen erregte; es ist wahr, daß Aminens mädchenhafter Eitelkeit dies nicht entging, aber auf die Bescheidenheit und Einfachheit ihres Charakters übte dies keinerlei Einfluß. Es bedurfte schon anderer und wirksamerer Motive, um Aminens so lebhaftem und empfänglichem Geiste eine andere Richtung zu geben.

Amine sah die Nothwendigkeit ein, ihrer Mutter nicht zur Last zu fallen und auf irgend eine Weise selbst ihr Brod zu verdienen; der eine Versuch aber, welchen sie gemacht, war ohne ihr eignes Verschulden so unglücklich ausgefallen, daß sie nur mit Schrecken an den zweiten dachte. Ihrer Schönheit hatte sie das Mißlingen jenes Versuchs zu danken; wie, wenn auch der zweite Versuch ein gleiches Schicksal hatte? Amine war gern bereit, fremden Leuten zu dienen, das Unglück hatte ihren Stolz längst gebändigt, und gern fügte sich dieser den Befehlen Anderer; eine um so unbeschränktere Herrin glaubte sie aber dafür über ihre Person, über ihre Ehre zu sein und mit um so gerechterer Entrüstung wandte sie einem Dienstverhältniß den Rücken, das ihr als ein schmachvolles erschien.

Doch was jetzt? Bei der Mutter konnte sie nicht bleiben,

denn was sie durch Stickerei verdiente, reichte keineswegs aus, um der Mutter eine Stütze zu bilden. — Amine that verschiedene Gänge, um ein neues Unterkommen in irgend einem anständigen Hause zu finden; sie durchstöberte alle Zeitungen, las alle Annoncen, schrieb auf alle bezüglichen Anzeigen, aber bis jetzt hatte sich durchaus nichts finden wollen.

Inzwischen war sie mit dem Dr. Winkler bekannt geworden. Dieser hatte bemerkt, wie sie jeden Abend sich aus dem Victualienkeller des Hauses die Anzeigeblätter heraufholte; er, der schon lange das schöne Mädchen bewunderte und vergeblich nach einer Gelegenheit gesucht hatte, erbot sich eines Abends, als er Amine auf der Treppe begegnete, ihr sämmtliche Zeitungen der Stadt zur Disposition zu stellen, da er sehe, daß sie sich so mühselig die Intelligenzblätter zusammen trage. Amine, schnell berechnend, welchen Vortheil sie hieraus ziehen könne, nahm dies Anerbieten dankbar an und schon am nächsten Morgen erschien der Diener des Dr. Winkler mit einem ganzen Arm voll frisch gedruckter Zeitungen in der ärmlichen Dachwohnung.

Schon am Mittage erschien aber auch der Dr. Winkler selbst, ein noch junger, lebenslustiger und geachteter Mann, um sich zu erkundigen, ob die gesandten Zeitungen nach Wunsch seien. Winkler, sehr gesprächig und lebhaft, überhaupt ein Mann von angenehmem Aeußern und gefälligen Manieren, der auf der Straße den Dandy, im Theater und in den Concerten den Kritiker, in Gesellschaften den interessanten Erzähler spielte und in allen diesen Rollen eine gewisse Virtuosität zeigte, Winkler kannte die Verhältnisse dieser kleinen Familie längst sehr genau, er wußte, von wo sie gekommen, er hatte von dem unglücklichen Versuch Aminens gehört, und dadurch einen hohen Respect von ihren Grundsätzen gewonnen. Sein Benehmen während dieses ersten Besuches war so bescheiden, so vertrauenerweckend, daß die Majorin bedauerte, den jungen

Doctor nicht früher schon kennen gelernt zu haben. Als er sich entfernt hatte, sprach sie gegen Amine die Ueberzeugung aus, daß Winkler sicher durch seine zahlreichen Bekanntschaften etwas für sie werde thun können, sie wolle also, wenn er wieder komme, mit ihm ganz offen sprechen. Aminens Stolz lehnte sich zwar anfangs dagegen auf, indeß sie war gewohnt, der Mutter nie entgegen zu sprechen.

Winkler ließ nicht lange auf seinen zweiten Besuch warten. Die Majorin nahm Gelegenheit, den jungen Mann mit ihrer ganzen Lage vertraut zu machen, und ihn um seine Verwendung zu bitten, wenn er zufällig von einer für Amine passenden Stellung hören sollte.

Dr. Winkler erklärte sich mit Vergnügen bereit, sein Auge leuchtete und sein Blick schien etwas ganz Besonderes sagen zu wollen, als er diesen lange und so fragend auf Aminens Antlitz ruhen ließ, daß diese vor Unwillen erröthete und innerlich der Mutter Vorwürfe machte, welche den ersten Besten zum Vertrauten ihrer kümmerlichen Lage gemacht. Indeß Winklers Benehmen blieb bescheiden und anspruchslos wie früher und Amine vergaß jenen seltsamen Blick. Nur als er sich entfernte, und halb laut, so daß die Mutter es nicht hören konnte, äußerte er einige Worte gegen Amine, welche dieser das Blut in die Wangen und dann wieder so schnell zurück jagten, daß Amine leichenblaß ward. Sie gab keine Antwort, sie schüttelte nur den Kopf, blickte vor sich nieder und wagte es auch nicht, das Auge zu erheben, als er Adieu sagte.

Vergebens fragte die Mutter, was ihr geschehen sei, da sie Amine den ganzen übrigen Tag hindurch schweigsam, bald glühend roth, bald todtenbleich, überhaupt in einer ganz fieberhaften Erregung sah.

„Mir ist nichts, liebe Mutter!" antwortete Amine, nachdem sie sich ein wenig gesammelt. Zur Beruhigung der Mutter affectirte sie sogar ein Lächeln, das aber sehr mißlang.

Aminens Handarbeit ging an diesem Tage langsamer als je, ihre Gedanken schienen weit fort zu sein, ihre Brust hob sich oft schnell und heftig und wenn gewisse Gedanken sie so recht in Anspruch nahmen, zitterten sogar ihre Hände. Als die Nacht gekommen war, lag Amine schlaflos in ihrem Bette und selbst als der Morgen kam, hatte sie noch kein Auge geschlossen.

Kein Zweifel, der unselige Doctor hatte einen Brand in dieses arme Herz geworfen. Hatte er ihr eine Liebeserklärung gemacht? Nein. Hatte er sie beleidigt? Nein, denn dafür war er ein zu liebenswürdiger Mann.

Am besten ist es, wir treten acht Tage später in die Wohnung des Theateragenten Herrn Fleischmann ein, wo wir den Doctor mit dem letzteren in dem kleinen neben dem Bureau belegenen Cabinet in angelegentlicher Unterhaltung finden. Das Bureau des Agenten war, wie dies fast zu allen Tageszeiten der Fall, mit jungen und älteren Künstlern und Künstlerinnen gefüllt, die ein Engagement suchten, oder ein solches schon durch Fleischmanns Vermittelung gefunden hatten und eben den kleinen Reisevorschuß in Empfang nehmen wollten, oder die mit dem Agenten tausenderlei andere Dinge zu besprechen hatten.

Fleischmann, stolz wie der Supercargo einer Ladung von Schwarzen, behandelte die Hunderte von Clienten, die täglich zu ihm kamen, mit Herablassung oder Cordialität; er dutzte sie Alle von der berühmtesten Primadonna bis zur letzten, kniff die Damen in die Wangen oder faßte sie um die Taille, hunzte die armen Individuen, die er von einer „Schmiere" zur andern schickte, auf's gröbste, wenn sie irgendwo aus einem Engagement, wo sie keine Gage erhielten, davon gelaufen waren, und machte sich endlich auch kein Gewissen daraus, die gefeiertsten Gäste, Herren oder Damen, im Schlafrock zu empfangen.

Fleischmann also saß heute mit Dr. Winkler in seinem ge-

heimsten Cabinet, dessen Wände viel zu erzählen hätten, wenn sie könnten. Fleischmanns Gewohnheit war es, sich mit der ausgebreiteten Hand von der Stirn bis zum Kinn übers Gesicht zu fahren, wenn er über etwas nachdachte, und dies etwa zehnmal zu wiederholen.

„Die Idee ist so schlecht nicht, lieber Doctor," antwortete Fleischmann, als er diese Manipulation zum fünften Male gemacht. „Weiß Gott, keine üble Idee! Eine prächtige Idee, sollte man sagen, wenn das Mädchen nur das allernothwendigste Talent hat! Ich habe mir das Kind schon so oft angesehen und mir stets gedacht: wie Schade! Fürs Theater wäre das eine glänzende Acquisition! Aber wer konnte denn denken, daß sich das würde machen lassen ... Für dreißig bis vierzig Thaler Gage garantire ich ihr sofort ... Warten Sie nur, da ist in Nürnberg, in Mannheim ...."

„Nutzlos, lieber Fleischmann!" rief Winkler. „Entweder hier am Orte oder gar nicht!"

„Aber Doctor, das würde ja die Sache ändern! Hier! Sie wissen, am Königlichen ist ohne Protection nicht anzukommen und mit dem Intendanten stehe ich wie Hund und Katze, und an den Privattheatern ... Du lieber Gott, sehen Sie, der eine Director hat erst kürzlich die Pelikan engagirt, die auf der Bühne weder stehen noch gehen kann, aber sie hat einen Protecteur, der dem Director jährlich fünfhundert Thaler zahlt. Der andere Director hat ein halbes Dutzend junger und hübscher Dinger an seinem Theater, die Alle von ihm kaum so viel erhalten, daß sie sich ihr Schuhzeug dafür kaufen können; der Director macht aber gute Geschäfte mit ihnen; denn können sie auch nicht spielen, so ziehen sie doch allabendlich ein Dutzend junger Flaneure in die Fremdenlogen, so daß seine Casse durchschnittlich jeden Abend von ihnen so viel vereinnahmt, als er Einer dieser jungen Künstlerinnen den

ganzen Monat hindurch an Gage zahlt . . . Sie verstehen mich doch?"

„O, allerdings!" antwortete der Doctor mit einem satyrischen Lächeln. „Ich verstehe vollkommen! Wenn man fast jeden Abend hinter die Coulissen schaut, wird Einem so Manches klar, was man lieber nicht durchschaute!"

„Nun ja, so wissen Sie also, wie die Glocken läuten!" fuhr Herr Fleischmann fort. „Mir erscheint dieses Mädchen von einer ganz besondern Trempe und ich möchte sie nicht mit den eben genannten verwechseln; wenn sie aber durchaus hier bleiben will, so weiß ich in der That nicht . . . . ."

„Es kommt vor Allem darauf an, lieber Fleischmann, dem Mädchen an irgend einem Theater ein kleines Debut zu verschaffen. Ich habe mich bereits überzeugt, daß sie Talent hat, denn sie hat schon früher in Liebhaber-Theatern große Triumphe gefeiert, ehe sie noch ahnte, daß sie derselben zu ihrem Unterhalte bedürfen werde. Also bei genügendem Talent und einer solchen Erscheinung . . . Fleischmann, sehen Sie nicht schon ein ganzes Californien von Prozenten vor sich?"

„Gut, ich werd's machen!" antwortete Fleischmann, halbwegs überzeugt, denn Winklers Urtheil galt etwas in der Stadt. „Sie soll debutiren, und dann erst wird sich herausstellen, was hinsichts der Gage heraus zu drücken ist. Sie wissen, unsere Directoren sind alle krumm, wenn sie sich bücken. Schicken Sie das Mädchen morgen zu mir!"

„Fleischmann," sagte Winkler mit einem Lächeln und ihm den Bart streichelnd, „großer, einflußreicher Agitator, thun Sie diesmal ein Uebriges und gehen Sie zu ihr: Sie haben ja nur ein paar Stufen zu klettern. Die Mutter des Mädchens will noch immer nicht ihre Zustimmung geben, und da wird es von Wichtigkeit sein, wenn Sie Ihr Gewicht in die Wagschale werfen!"

Winkler entfernte sich in bester Laune.

„Da hab' ich wieder entweder eine sehr Glückliche oder eine entsetzlich Unglückliche gemacht," murmelte er vor sich hin; „indeß ich handelte nach bester Ueberzeugung. Die bitterste Noth herrscht einmal in dieser Familie, die Mutter wird unmöglich lange leben und das Mädchen also doch allein stehen. Für gewöhnliche Arbeit ist sie nicht geschaffen, ihr ganzes Wesen weist sie auf die Bühne an und ich wette darauf, sie macht dort Fortune. Also Glück auf, schönes Kind!"

Wir haben hiemit verrathen, was es war, das Amine damals in solche Aufregung versetzte. Winkler hatte ein Wort vom Theater fallen lassen, in Aminen, die schon früher viel Sinn für theatralische Vorstellungen besaß, zündeten diese Worte und ehe der andere Morgen gekommen, hatten sie in dem Herzen des Mädchens eine ganze Explosion angerichtet. Wie oft hatte Amine schon in der kleinen Stadt die Complimente der Gesellschaft hingenommen, wenn sie als die Perle und Krone des kleinen Liebhaber-Theaters geglänzt; wie oft hatte man ihr versichert, in ihr gehe der Bühne eine Rachel, eine Ristori verloren ... jetzt war der Augenblick da, wo sie eine ernste Probe machen durfte. Niemand kannte sie nach ihrer Meinung in der großen Stadt, zumal wenn sie unter einem fremden Namen die Bühne betrat, mißlang ihr also der Versuch, nun, was war dadurch verloren? Dahingegen gelang er, welch' glänzende Perspective bot sich ihr dar! War sie dann nicht der drückenden Nothwendigkeit überhoben, fremden Menschen dienen zu müssen, bei denen sie vor Kurzem noch eine so schwere Demüthigung erlitten; war sie dann nicht ihre eigene Herrin? Sah sie nicht bei einigermaßen günstigen Erfolgen eine ganze Welt von Eitelkeit und Thorheit zu ihren Füßen, welche sie, ein Mädchen von so viel natürlichen Anlagen, Geist und Bildung zu beherrschen verstand?

Gewiß, Amine machte sich keine Illusionen; sie sah die

Möglichkeit voraus, daß sie entschieden mißfalle, daß dieser Versuch gänzlich fehlschlage; sie sagte sich ferner selbst, daß, wenn sie wirklich reussire, dieses Theater mit seinem Goldschaum, Lampenlicht, Flitter und Firlefanz keineswegs ein Himmel, vielmehr ein Wespennest voll Intriguen sei; sie verschwieg sich endlich auch nicht, wie viel Gift und Galle der Neid und die Mißgunst innerhalb des Theaters tagtäglich verarbeite. Aber eben weil sie sich vollständig bewußt war, welchen Schritt sie that, eben deshalb konnte sie ihn mit desto größerer Ruhe thun.

Nachdem Amine sich von ihrer ersten Ueberraschung erholt, welche ihr Winkler durch diesen Fingerzeig bereitet, war ihr Entschluß sehr schnell gefaßt. Sie theilte denselben der Mutter mit; diese erschrack und glaubte, Amine spreche im Fieber. Sie bot alles Mögliche auf, um Amine von diesem tollen Gedanken abzubringen; sie schrieb an Lischen, die eigens kommen mußte, um Amine den Kopf zu waschen, aber Alles war vergebens. Amine blieb bei ihrem Vorsatz.

Endlich nahm die Mutter ihre Zuflucht zu einem andern Bundesgenossen. Vorbeck nämlich, der erste Procurist des Hauses J. C. Kleinmeier u. Comp., ein Freund des Dr. Winkler, hatte sich, als er den Namen von Wennberg hörte, durch diesen bei der Majorin einführen lassen und war bald mit der Mutter auf sehr vertrauten Fuß gerathen.

Vorbeck schien auch bei Amine gern gesehen zu sein; denn wenn er seinen fast täglichen Besuch machte, war er stets gewohnt, von Amine einen lächelnden Blick zu empfangen. An ihn also wandte sich die Mutter. Auch Vorbeck war entrüstet durch diesen Vorsatz Aminens; mit glühend rother Stirn stellte er ihr vor, w a s sie zu thun im Begriff, wie sie gewissermaßen damit aus dem Bereich der Gesellschaft trete, wie sie sich zum Gegenstand der Neugier, der Herzlosigkeit von Jedermann mache. Seine Vorstellungen waren endlos, aber auch zwecklos. Amine berief sich auf den e i n e n trifftigen Grund: sie sei gezwungen,

in der Welt ihr Fortkommen zu suchen und wenn es ihr am Theater gelinge, so werde sie auch dort ehrlich ihr Brod finden können.

Enttäuscht, entrüstet ging Vorbeck, noch immer hoffend. Er kam wieder und fand Amine nur noch entschlossener, ja endlich an dem Nachmittage, von welchem wir sprechen, sah er Amine bereit, am Abend schon das Theater zu betreten. Da er sie ziemlich ruhig fand, glaubte er nicht daran; sie aber zeigte ihm einen Theaterzettel, laut welchem sie als Fräulein Amine Münter in der Rolle der Denise als „erstes Debut" auftrete.

Vorbecks Stirn verfinsterte sich; er warf einen Blick umher und sah die Garderobe bereits fertig umher liegen; er heftete seinen Blick auf Aminens schönes Antlitz und sah in demselben die natürliche Spannung, welche einem solchen Momente vorangeht, denn in zwei Stunden mußte sie schon im Theater sein.

„Und die Mutter?" fragte Vorbeck, der seit einigen Tagen sich nicht hatte sehen lassen, jetzt aber von ihrer Erkrankung gehört hatte.

„O, halten Sie mich nicht für herzlos, Herr Vorbeck," antwortete Amine; „ich habe die Mutter nicht vernachlässigt. Die Aufwärterin wird sich ihrer während der zwei Stunden, die ich im Theater zubringe, annehmen; es geht besser mit ihr; sie darf gar nicht wissen, daß ich schon heute auftrete, aber wenn ich reussire, so überrasche ich sie mit meiner Freudennachricht ... Nicht wahr, Herr Vorbeck, auch Sie werden doch heute Abend im Theater sein?" setzte sie bittend hinzu.

„Ich? ... Nein! ... Meine Zeit erlaubt es nicht!" antwortete Vorbeck kalt.

Amine fühlte den Stich; sie biß sich auf die Lippen, während Vorbeck innerlich erstaunte über die seltsame Entschlossenheit, die aus dem Wesen des Mädchens sprach.

„Fast zwingt sie mich, an ihren falschen Beruf zu glauben,"

murmelte er zwischen den Zähnen, „aber dennoch will ich ihr den Beweis liefern, daß sie auf falschem Wege ist.“

„Und wenn nun Ihr Versuch mißlingt?“ fragte Vorbeck mit eisiger Ruhe.

Amine erschrack vor diesem Ton.

„Vorbeck,“ sagte sie, „Sind Sie mein Feind?“

„Nicht der Ihrige, aber der Ihrer falschen Pläne.“

„Und wer sagt Ihnen, daß dieselben falsch seien?“

„Meine Ueberzeugung, ... mein ... Herz,“ wollte Vorbeck hinzufügen; er verschluckte dies bedeutsame Wort, suchte schweigend seinen Hut und verschwand.

„Fast ist es mir, als verlasse mich heut Alles! murmelte Amine, während sie ihre Hände ängstlich auf die pochende Brust legte ... „Vorbecks Benehmen war so sonderbar, er ist der einzige, auf dessen Wort ich Gewicht lege ... Ja, ja, wenn ich jetzt noch zurück könnte, ich thäte es, nur um Vorbeck seinen Willen zu thun ....“ (Eine Thräne rollte über ihre Wange) „denn er verließ mich zu schroff, ich will nicht, daß er mir zürne ... Aber kann ich denn jetzt noch zurück? Es ist unmöglich ... unmöglich! ... Wohlan denn, Muth, Amine! Vorbeck wird wieder zu versöhnen sein, er ist zu edel, um mir lange zu grollen. Winkler wird mir heute Abend beistehen, er wird Alles thun, um mir zu einem Erfolg zu helfen. Die Mutter darf nichts ahnen, ich will daher zu ihr ins Schlafzimmer, will meine innere Aufregung verbergen, bis die Aufwärterin kommt. Dann entferne ich mich unter irgend einem Vorwande, und ... wenn ich zurückkehre .... ja wenn ich zurückkehre! O gewiß, es wird Alles gut gehen, es muß gut gehen! Mütterchen, auch Du sollst es besser haben, wenn wir nicht mehr hungern und darben und dabei der Welt ein Gesicht machen müssen, als hätten wir alle Tage vollauf ...“

Amine warf noch einen Blick auf ihre Garderobe und fand sie in der Ordnung. Dann legte sie Alles in einen großen

Korb, legte die Rolle dazu und eilte in das Schlafzimmer, aus welchem sie die matte Stimme vernahm.

* * *

Eine Stunde später erschien unten in der dunklen Hausthür einer jener bekannten Theaterkörbe, in welchen die Garderobe der Künstlerinnen nach und von dem Kunsttempel geschafft zu werden pflegt.

Hinter dem Korbe, der von zwei kleinen Mädchen schnell nach dem nicht entfernt gelegenen Theater getragen wurde, erschien ferner eine weibliche Gestalt in dunklem Mantel, die Kapuze über den Kopf gezogen, wie wir sie schon einmal bei Susanna gesehen.

„Es ist die höchste Zeit," murmeln ein paar frische, aus der Kapuze herausschauende Lippen, während zwei blinkende, dunkle Augen nach den Gaslaternen hinüber schauen, die auf dem Vorplatz des Theaters bereits einige dunkle Gruppen beleuchteten.

Und flüchtig wie ein Reh huschte die Gestalt die beiden Stufen zur Straße hinab und eilte dem Korbe nach. Ein Mann in einem Mantel gehüllt, schaute ihr, auf dem Trottoir innehaltend, nach. „Sie ist's" murmelte er. „Also verloren!"

An der Nebenpforte des Theaters, welche zur Bühne führte und deshalb eigentlich nur von den Künstlern betreten werden durfte, hatten sich drei junge Männer aufgestellt, unter ihnen ein Offizier, welche mit großer Neugier die durch diese Pforte aus und ein Passirenden musterten und wohl auch mit einigen überflüssigen Bemerkungen begleiteten.

Die Zeit schien ihnen bereits lang zu werden, denn die Kälte nahm zu und der Paletot wollte auf die Dauer nicht vor derselben schützen.

Plötzlich erschien unser Theaterkorb und hinter ihm das junge Mädchen.

Neugierig beugten sich die drei jungen Männer vor, um einen

Blick unter die neidische Kapuße zu werfen, was indeß nur dem Einen zu gelingen schien, denn wie ein Gedanke war das Mädchen in die Pforte verschwunden.

„Sie ist's!" rief einer der Herren triumphirend. „Also gewonnen!"

Mit diesen Worten drehte sich der junge Mann übermüthig anf dem Absatz herum; die Andern folgten ihm, alle Drei verließen den Theaterplatz und bogen in die Straße ein. Die Ueberraschung schien sie für einige Augenblicke stumm gemacht zu haben.

An der nächsten Ecke schritt aus dem Dunkel derselben ein Mann hervor, in welchem wir bei dem ersten Strahl der Laterne, welcher auf sein breites, gewöhnliches Antlitz fällt, den geheimnißvollen Fremden, den Amerikaner erkennen. Er trug dieselbe Wachstuchmütze wie in jener Nacht seiner plötzlichen Abreise. Trotz seiner schwarzen Kleidung verrieth der Respect, mit welchem er die Mütze zog und dem jungen Mann ein Billet überreichte, ein dienstliches Verhältniß zu dem letzteren.

Dieser nahm das Billet, trat näher an die Laterne und durchflog die von einer Frauenhand geschriebenen Zeilen.

„Es ist gut, Walter! . . . Im Uebrigen bleibt es dabei: um zehn Uhr das Souper! . . . Es ist Euch doch recht so?" setzte er zu seinen Freunden gewandt hinzu.

Diese nickten schweigend und auf eine Handbewegung seines jungen Herrn entfernte sich der Diener, während auch die Uebrigen ihren Weg fortsetzten.

„Nun sag' mir um Gotteswillen, Robert," fragte Ewald von Wennberg, wo hast Du eigentlich dieses reizende Mädchen kennen gelernt!"

„Ein Paradiesvogel, der für dieses Theater viel zu Schade!" bestätigte Gustav in jener nachlässigen, aristocratischen Sprechweise, welche sich nicht die Mühe nimmt, dem Buchstaben R

im Alphabet sein Recht zu gewähren, sobald dieser dasselbe nicht absolut verlangt.

„Du bist verliebt bis über die Ohren," fuhr Ewald fort, „und dennoch scheinst Du bei ihr noch keinerlei Forschritte gemacht zu haben; ja ich behaupte sogar, Du wirst hier vergebens schmachten!"

„Soll außerordentlich spröde und tugendhaft sein, die Kleine!" setzte Gustav hinzu. „Man sah sie bisher überhaupt nur, wenn sie in eins der Stickerei-Magazine trat. Man behauptet, sie sticke für Geld. Wie heißt sie?"

„Amine Münter steht auf dem Zettel," sagte Ewald. „Ich bin gespannt auf ihren Erfolg!"

„Wenn sie durchfällt, ist unser Robert um seinen schönen Beruf als Protector betrogen!" lachte Gustav. „Vielleicht erspart ihm das eine unnöthige Mühe."

Robert hatte bisher schweigend vor sich hingeschaut.

„Gustav," sagte er, „meine Wette gegen Ewald habe ich soeben gewonnen. Ich behauptete, die heutige Debutantin sei dasselbe junge Mädchen, das ich schon seit mehren Wochen auf der Promenade verfolgte, und Ihr seht, daß ich Recht habe. Jetzt schlage ich Dir, Gustav, eine zweite Wette vor; ich setze hundert Louisdor gegen zehn, daß ehe drei Monate vergehen, dieses spröde junge Mädchen mir gehört!"

„Du bist Deiner Sache sehr gewiß, Robert!" sagte Gustav mißtrauisch. „Sie ist vielleicht schon im Reinen!"

„Du beleidigst, Gustav! Ich sage Dir, ich habe bis jetzt noch kein Wort mit dem Mädchen gewechselt; aber ich liebe sie, ich liebe sie mit der ganzen Gluth meiner Seele, und darum muß sie mir gehören!"

„Eine Gluth, die der erste ungünstige Wind auslöscht!" lachte Ewald.

„Gleichviel," rief Gustav. „Ich halte die Wette!"

„Und Victorine?“ fragte Ewald langsam und mit Betonung, während er Robert bedeutungsvoll ins Antlitz schaute.

Robert summte ein Melodie vor sich hin als Zeichen, daß er keine Antwort geben wolle.

„Robert, jene reizende junge Frau hatte kürzlich Recht, als sie Dich ein Ungeheuer nannte, dem man nicht gram sein könne!“ fuhr Ewald fort.

„Womit sie nur andeuten wollte, daß ihr Gemahl ein Dummkopf sei,“ antwortete Robert mit bewußter Ueberlegenheit, während er an der Ecke stehen blieb, die man soben zu passiren im Begriff war. „Apropos,“ setzte er hinzu, „da ich auch diese Wette zu gewinnen beabsichtige, so werde ich schon heute meine Laufgräben gegen die schöne Festung eröffnen müssen, denn ich gestehe selber, die Belagerung wird Mühe kosten, aber,“ fügte er lachend hinzu, „desto schöner wird der Sieg sein . . . Kehrt auch ihr ins Theater zurück?“

„Vielleicht; wenn es uns gelingt, eine Unwahrheit zu erfinden, um uns von der Familien-Soirée meines Vaters loszumachen.“

„Auf alle Fälle zum Souper!“ rief Robert und eilte in die dunkle Straße.

„Ein Glücksmensch!“ sagte Ewald, während er mit seinem Vetter den Weg fortsetzte. „Ich zweifle keinen Augenblick, daß er auch diese Wette gewinnen wird. Und doch sollt' es mir leid thun um das reizende junge Mädchen, das in seines Herzens Unschuld gewiß noch gar nicht ahnt, welch ein gefährlicher Feind gegen ihre Ruhe heranzieht. Eigentlich ist es unrecht, Gustav, auf das Verderben eines so harmlosen Kindes zu wetten!“

„Bah, die Wette ist so gut wie jede andere!“

„Robert hat ein unbegreifliches Glück bei den Weibern,“ fuhr Ewald fort. „Jene unbedachtsame junge Gräfin sagte mir noch neulich, es liege ein Zauber in seinem Wesen, dem kein Weib zu widerstehen vermöge.“

„Zumal wenn man den Widerstand überhaupt nicht liebt wie die Gräfin," lachte Gustav. „Uebrigens beneide ich den Menschen um dieses Glück."

„Und die arme Victorine!" fuhr Ewald in theilnehmendem Tone fort. „Sie hängt an Robert wie an ihrem Leben. Noch ahnt sie sicher nichts, aber das nimmt kein gutes Ende mit ihr."

„Hahaha, ein Weib!" rief Gustav verächtlich.

„Freilich ein Weib, das aber das treueste, edelste Herz besitzt, das . . ."

„Lieber Vetter," unterbrach ihn Gustav, das Kinn in dem Mantelkragen versteckend, „ich gestehe Dir, daß Deine sentimentalen Phrasen bei dieser Kälte durchaus nichts Erwärmendes haben. Wenn es Dir recht ist, eilen wir lieber unter Dach und Fach zu kommen!"

Wenige Minuten später sahen wir Beide in den Salon des Bankiers eintreten.

VII.

Die Baronin Reineval.

Inzwischen hatte Robert am Ende der kurzen Querstraße, in welche er eingebogen, das eiserne Gitter eines Gartens erreicht, aus dessen Hintergrunde das Dach eines villenartigen Hauses über das Dunkel des Gebüsches hervorragte. Die Thür des Gitters war unverschlossen; schon bekannt mit dem Mechanismus derselben, drückte er an einer Feder und schritt durch den von niedrigem Taxus gebildeten Steig, der zu der marmornen Freitreppe des Hauses führte.

Durch die blinden Glasscheiben der Thür drang ein mattes Licht. Robert zog an dem Knopf der Klingel; ein Diener in dunkler Livré empfing ihn mit tiefer Verbeugung.

Robert schien hier zu Hause. Ohne des Dieners zu achten, eilte er durch die von einer Ampel erhellte Vorhalle, aus deren Nischen ihm allerlei heidnische Gottheiten entgegen schauten, stieg eine zierliche eiserne Wendeltreppe hinan, betrat einen von Gewächsen besetzten und mit kostbaren Gerüchen angefüllten Corridor und trat endlich in einen Salon, dessen ganze, übrigens luxuriöse Einrichtung etwas Fremdartiges hatte und eher an Südamerika als an den Norden Europas erinnerte.

Ein weibliches Wesen in heller Kleidung und mit auffallendem Creolen-Teint, ein Kind von höchstens funfzehn Jahren, das aber unter südlicher Sonne zeitig gereift schien, trat ihm entgegen und beantwortete seinen flüchtigen und zerstreuten Gruß lächelnd mit einer zierlichen Verneigung.

„Meine Mutter?“ fragte Robert in spanischer Sprache, während er den Hut sehr zerstreut auf die zunächst stehende Causeuse warf.

„Die Frau Baronin erwartet Sie bereits mit Ungeduld,“ antwortete das Mädchen und zeigte auf die in das anstoßende Boudoir führende, geöffnete Thür.

Robert fuhr sich mit der Hand durch das kurz gelockte schwarze Haar, das mit seinen blauen Augen einen so seltsam fesselnden Contrast bildete und seinem Antlitz etwas Mädchenhaftes gab. Ein Seufzer stieg dabei aus seiner Brust, ein undankbarer Seufzer, der etwa sagen wollte: Gott, diese mütterliche Zärtlichkeit kann zu einem wahrhaften Gefängniß werden! — Indeß trat er in das Boudoir, ein im Achteck erbautes reizendes Asyl, dessen zierliche und luftige Eleganz an ein Feenmärchen erinnerte und dessen sonderbare magische Beleuchtung das Ganze mit einer Art von Zauberglanz überstrahlte.

Das Boudoir war zeltartig drapirt, jedoch mit den kost-

barsten indischen Stoffen, deren Gold- und Silberstickereien die wunderlichsten und unbegreiflichsten Chiffern und Charaktere zeigten; seltene Blumen rankten sich an diesen Wänden, Orchidéen klammerten sich hier und dort an ein fast unsichtbares Etwas und bildeten schwebende kleine Blumen-Inseln in der Luft; eine Ampel, ebenfalls von indischer Form, warf ihre Strahlen so phantastisch auf die Draperien, daß sie mit den Gold- und Silberwindungen derselben ein das Auge verwirrendes Spiel trieben, während sie zugleich ein in der Ecke stehendes kleines Betpult mit einem Licht umflossen, das die Seele doppelt zur Andacht stimmen mußte.

Auf der entgegengesetzten Seite repräsentirte ein zierliches Damenbureau die weltlichen Interessen der Bewohnerin dieses kleinen Tempels. Briefe und geöffnete Couverts mit zahlreichen Poststempeln lagen auf dem Bureau umher; das Auge starr und sinnend auf dieselben gerichtet, saß eine weibliche Gestalt in den Sessel zurückgelehnt vor dem Bureau. Wichtiges mußten diese Papiere enthalten, es waren offenbar Geschäftsbriefe, die Schriftzüge sowohl wie die Form der Papiere verriethen, daß es sich in denselben um die schnödesten materiellen Angelegenheiten handeln mußte.

Roberts Eintritt, sein auf die gegenüber befindliche Wand dicht neben das Bureau fallender Schatten weckten die Dame aus ihrem Nachdenken. Langsam erhob sie den Kopf und wandte die hohe, nicht mehr jugendliche Stirn dem Eintretenden zu. Ein Lächeln verklärte plötzlich die bleichen, leidenden Züge, auf welchen ersichtlich trübe Nachrichten noch ihre Spannung zurückgelassen hatten, und mit innigem Wohlgefallen ruhte das schwarze Auge der Dame auf dem Jüngling.

Wir kennen dieses bleiche Antlitz, diese in krankhafter Spannung befindlichen Züge, dieses dunkle, durchdringende Auge; es ist Susanna, keine Andere als Susanna, die wir in jener ärmlichen Hütte die Rolle der Zauberin spielen sahen und die wir

hier als Fee wieder finden. Wie grell auch der Contrast ihrer augenblicklichen glänzenden Umgebung mit der Armuth und Dürftigkeit, in der wir sie früher sahen, an Susanna selbst ist Alles unverändert geblieben; ihr Antlitz trägt noch dasselbe Gepräge körperlichen Leidens wie damals, ihre Kleidung ist ebenso dunkel, so feierlich und zugleich so anspruchslos einfach wie damals und an ihrer Brust hängt dasselbe kleine goldene Crucifix. Nur ihre Umgebung ist eine andere; Susannas Gestalt und Wesen sind aber ebenso imponirend in diesem Glanz wie sie damals aus der sie umgebenden Dürftigkeit hervorragten, doch schien sie hier mehr heimisch zu sein und was sie dort durch den Zauber des Geheimnisses wirkte, das zeigte sich hier als das Relief einer angeborenen Hoheit. Dort hatte Susanna offenbar nur eine angenommene Rolle gespielt; hier aber erschien sie als sie selbst, als die Baronin von Reineval, wie auch die Adresse der vor uns liegenden Briefcouverte lautete.

Wir reden deshalb auch nicht mehr von Susanna, sondern von der Baronin, oder auch wohl von der „amerikanischen Baronin," wie sie von ihrer Nachbarschaft genannt wurde, in deren Augen sie der Inbegriff alles Reichthums, aller Noblesse, alles irdischen Glücks, mit einem Worte: so von Gottes Segen überschüttet war, wie es kaum einem zweiten Menschenkinde je zu Theil geworden.

Ob sie wirklich so reich war, wir werden es erfahren; ob sie so glücklich war, wir bezweifeln es im Allgemeinen, in diesem Augenblick aber ist sie es wirklich, da sie in das Antlitz ihres einzigen Sohnes, ihres Stolzes und ihrer Wonne, schaut.

„Robert," begann sie, indem sie dem Jüngling die Hand hin reichte, welche dieser an seine Lippen führte. „Ich erwarte Dich seit einer Stunde mit Ungeduld, und dennoch erschrecke ich vor Dem, was ich Dir zu sagen habe."

Robert schaute bald die Mutter, bald die vor ihr liegenden

Papiere fragend an. Es war ihm sichtbar sehr unwillkommen, gerade jetzt, wo er ohnehin so zerstreut, mit Geschäftsangelegenheiten belästigt zu werden, und dennoch begriff er, daß diese sehr wichtig sein mußten, da die Mutter ihn sonst nie mit denselben behelligte.

„Ich verstehe Sie nicht, liebe Mutter," sagte er mit einem erzwungenen Lächeln.

„Leider wirst Du mich verstehen, Robert! . . . Setz' Dich und höre, was ich Dir mitzutheilen habe."

Robert zauderte; es lag nicht in seiner Absicht, lange zu verweilen. Die Mutter deutete abermals auf das in seiner Nähe stehende Tabouret, während sie einen forschenden Blick auf seine zerstreute Miene heftete. Robert zog das Tabouret herbei und setzte sich der Mutter gegenüber.

„Ich sehe, Du bist zerstreut, Robert," fuhr die Baronin fort; „es war meine Absicht, mir Deinen heutigen Abend widmen zu lassen, doch fürchte ich, Du hast über denselben schon anderweitig verfügt, ich will also kurz sein.

Robert warf einen bittenden Blick auf die Mutter, der zugleich seinen Dank für ihre Rücksicht einschloß.

„Nach dem Inhalt dieser Briefe, lieber Robert, ist meine letzte Hoffnung dahin. Wir reisen in spätestens acht Tagen."

Robert fuhr zusammen, sein Antlitz bedeckte sich mit glühender Röthe, die dann wieder einer Todesbläße wich. Die Baronin that, als bemerke sie seine Aufregung nicht.

„Besser wäre es gewesen, hätten wir schon im Frühjahr, wie es meine Absicht war, unsere Rückreise angetreten," fuhr die Baronin fort; „unsere ganze Existenz wäre nicht aufs Spiel gestellt, wie es jetzt der Fall ist, die Stürme, welche uns jetzt danieder zu werfen drohen, wären spurlos an uns vorüber gezogen. Jetzt bleibt uns nichts übrig, als dem Verderben kühn die Stirn zu bieten und hiezu ist es dringend nöthig, daß wir so schnell als möglich aufbrechen . . . In acht Tagen wird

es mir gelingen, dieses Haus zu verkaufen, und auch Dir, Robert, wird Zeit genug bleiben, um von Deinen Freunden Abschied zu nehmen."

Robert schien sich schwer von seinem Schreck zu erholen. Sein Auge haftete starr und unverwandt am Boden, während sein Antlitz noch immer die Farbe wechselte.

„In acht Tagen," murmelte er endlich vor sich hin.

„Nur um Deinetwillen, Robert, schiebe ich die Abreise so lange hinaus."

„Unmöglich, Mutter! Sie verlangen das Unmögliche von mir!"—

„Ich verlange nur was meine Pflicht gegen mich und Dich gebietet. Was nutzt es, Dir die Gefahr auseinander zu setzen, welche uns bedroht; Du kennst den Werth irdischer Güter nicht, weil Du dieselben weder zu erwerben noch zu vertheidigen brauchtest; ich aber, die ich jetzt in dem letzteren Falle bin, darf nicht vor dem Aeußersten zurückschrecken. Nach diesen Briefen hier steht uns der Bettelstab bevor, wenn wir hier zaudern."

Auf Robert machte dieses Wort einen nur vorübergehenden Eindruck, seine Gedanken schweiften weit ab von Dem, was die Mutter ihm erzählte, und wenn sie zurückkehrten, so war's nur zu der Ueberzeugung, daß die Abreise nimmermehr geschehen dürfe, mochte auf dem Spiele stehen, was da wolle.

Die Baronin, deren Herz von schwerem Kummer bedrückt war, schien eine Antwort von ihm zu erwarten; sein Schweigen beunruhigte sie.

„Nicht wahr, Robert, wir reisen?" sagte sie mit liebevollem, überredendem Ton, indem sie ihm die Hand reichte.

Robert ergriff hastig diese Hand und preßte sie mit merkbarer Angst in die seinige.

„Mutter," rief er, „bei Allem was heilig ist, bei Deiner Liebe beschwöre ich Dich, gieb diesen entsetzlichen Gedanken auf! Ich kann nicht reisen, es ist unmöglich!"

„Und welche Unmöglichkeit könnte noch existiren, wo es sich um unser, um Dein ganzes Lebensglück handelt?" fragte die Mutter betroffen durch seine Aufregung.

„Um mein Lebensglück?" rief Robert mit bitterm Lächeln. „Mutter, mein Lebensglück ist nicht drüben unter jenen kalten, selbstsüchtigen Menschen; hier, hier ist es, hier, wo ich das Leben erst kennen lernte, da ich hier erst das Alter erreichte, wo man des Lebens Inhalt schätzen lernt. Noch einmal, Mutter, bei Deiner Liebe zu mir, beschwöre ich Dich, gieb diesen entsetzlichen Vorsatz auf!"

„Und wenn nun Alles verloren geht?"

„Das kann nicht sein, Mutter! Bevollmächtige den Oheim! Er wird ja Alles für uns thun!"

„Für uns, Robert?" wiederholte die Baronin mit bittrem Lächeln. „Ich habe meine Gründe, ihm zu mißtrauen, ja ich fürchte fast, daß er der Urheber dieser ganzen Calamität ist."

„So giebt es andere Bevollmächtigte. Mutter! Thun Sie was Ihre Klugheit, Ihre Erfahrung Ihnen eingiebt, ich bin ja zu jung, so uneingeweiht — —"

„Eben deshalb solltest Du den Rath der Mutter zu schätzen wissen! Du bist leichtsinnig, Robert, soll ich Deinen thörichten Wünschen jetzt nachgeben, um mich später von Dir mit Vorwürfen überhäufen, mich von Dir anklagen zu lassen, daß ich Dein Lebensglück vernichtet?"

„O, nimmer, nimmer werde ich das, Mutter!"

„Und wenn ich nun eines Tages, vielleicht sogar bald zu Dir sage: Robert, wir sind verarmt, uns bleibt nichts als der Bettelstab, denn im Uebermuthe des Glückes versäumtest Du irgend etwas zu lernen, was Dir Brod geben könnte, und Deine Mutter, deren ganzer Lebensinhalt eben nur die Freude, der Stolz auf ihren Sohn war, Deine Mutter hätte Dich retten können, wenn sie nicht schwach genug gewesen wäre. . . .!"

„Mutter, nicht diese Sprache, ich flehe Sie an!" rief Robert, indem er vor ihr niederkniete, ihre beiden Hände ergriff und sie mit Küssen bedeckte. „Nicht wahr, es ist entschieden wir bleiben? . . . Mutter, könnten Sie die Grausamkeit begehen, mich aus diesem Boden hier loszureißen, in welchem ich festgewurzelt, in welchem ich meine eigentliche Heimath gefunden? Wollten Sie mich von hier reißen, wo ich mich glücklich fühle, um mich wieder unter jene kalten, egoistischen Menschen zurückzuführen, bei deren Andenken mich heute noch fröstelt? . . . Mutter, sein Sie barmherzig! Ordnen Sie Alles von hier aus, wie Sie es bisher gethan, nur lassen Sie uns bleiben!"

„Ich wußte wohl, Robert, was ich von Dir begehrte, als ich diese Trennung verlangte," sagte die Baronin nach einem kurzen inneren Kampf mit Anstrengung. „Du wirst verzärtelt von Deiner Mutter, verzogen von der Welt, Beide haben mit Deinen Thorheiten mehr Nachsicht als sie verantworten können. Du stürztest Dich in ein Meer von Genüssen, ich sah es, ohne es zu hindern, weil ich zu schwach war, und dieses Meer droht über Dir zusammen zu schlagen. Jetzt endlich, wo die Stunde der Besonnenheit naht, eine schwere und entscheidende Stunde, die uns zum äußersten Kampf gewaffnet finden sollte, auch jetzt noch bin ich zu schwach, um meinen Willen geltend zu machen. Ich würde ohne Dich reisen, aber wie soll ich es über mich gewinnen, mich von Dir zu trennen! . . . Schon voraussehend, daß es Dir schwer sein werde, Dich so schnell von hier los zu machen, habe ich bereits heute die nöthigen Vollmachten an den Bruder Deines Vaters abgesandt; mir blieb keine Wahl, und Gott gebe, daß ich mich in meinem Mißtrauen gegen ihn täusche. Er auch möge mir verzeihen, wenn ich Unrecht thue, indem ich Deinen Bitten heute nachgebe, und Dich, Robert, möge er behüten, mir jemals Vorwürfe zu machen!"

Die Baronin stützte trauernd die Stirn in die Hand, sie, die sich so gewappnet zu haben glaubte, ehe sie dem Sohne

diese Mittheilung machte, sah sich in der Schwäche ihres Mutterherzens außer Stande, den ersten Sturm auf dasselbe auszuhalten. Sie, die sonst so viel Energie besaß, war zu schwach, um selbst der thörichtsten Bitte ihres Sohnes zu widerstehen!

Robert war überglücklich; aller Kummer schwand augenblicklich von seiner Stirn, sein Auge jubelte, er sprang auf und küßte die Mutter recht herzhaft auf die Stirn.

„Jetzt, Mutter, kann ich wieder froh und glücklich sein!" rief er mit kindlicher Freude. „O Sie glauben es nur nicht, Sie sahen es nur nicht, weil Sie die Gesellschaft ganz meiden, wie viel Ursach ich habe, glücklich zu sein. Sie sollten nur Zeuge sein, Mutter, wie mir Alles entgegen eilt, wie herzlich man mich empfängt, wohin ich auch komme! Und dann . . . doch nein, das kümmert Sie nicht, . . . Mütterchen, ich habe noch eine Bitte, um deren willen Sie mir nicht böse sein dürfen. Ich habe mit Ewald und Gustav von Wennberg heute Abend eine heitere Partie verabredet; nicht wahr, Sie zürnen nicht, wenn ich Sie bald wieder verlassen muß.

Das Auge der Mutter ruhte mit der innigsten Zärtlichkeit auf der wirklich tadellosen Gestalt des Sohnes; obgleich sich ihrer Schwäche gegen denselben nur zu sehr bewußt, fand sie in der Bewunderung ihres Abgotts stets Entschuldigung für dieselbe. Als der Name Wennberg fiel, strich ein Schatten über die Stirn der Baronin. Indeß sie verjagte denselben schnell und reichte dem Sohne die Hand.

„Geh, Robert," sagte sie schmerzlich lächelnd. „Sei heiter, sei glücklich, denn Du kannst es noch sein!"

„Sie zürnen mir nicht, Mutter?"

„Wer könnte Dir zürnen, Robert!"

Ueberglücklich verließ der junge Mann das Boudoir. Kaum jedoch fand sich die Baronin allein, kaum war ihr Idol verschwunden, dessen Gegenwart diese sonst so kluge und berech-

nende Frau all' ihrer Willenskraft beraubte, als sie der Folgen ihrer abermaligen Schwäche inne zu werden schien.

„Robert! Robert!" schrie sie aufspringend und zur Thür eilend, um ihn zurück zu holen. Robert aber war bereits verschwunden, die Zofe deutete achselzuckend auf die Thür.

„Man soll ihn zurückrufen! Schnell! Ich muß ihn zurück haben!"

„Es dürfte zu spät sein, gnädige Baronin!" antwortete die Zofe. „Auch wartet Walter schon seit einiger Zeit im Kabinet!"

„Walter!" rief die Baronin, mit der Hand über die Stirn fahrend. „Ganz recht, ich bestellte ihn zu mir. Führe ihn herein, und dann gieb Auftrag, daß man morgen früh bei Zeiten zu meinem Sohn schicke, ich lasse ihn zu mir bitten... Es wird auch morgen noch Zeit sein, meine Schwäche zu widerrufen," setzte sie leise für sich hinzu. „All meine sonstige Willenskraft ist ein Spielball in den Händen dieses Knaben; es kann, es darf nicht sein; wir müssen fort! Es ist nicht gut, daß wir länger verweilen; nicht nur die eiserne Nothwendigkeit zwingt mich, trübe und ängstliche Ahnungen warnen mich täglich, meine Träume sind eine Kette von Schreckensbildern, bald sehe ich ihn, bald mich selbst in Gefahr und heute noch, als mich mein Geist wieder durch alle die wilden Regionen der Phantasmagorien trug, sah ich Robert...."

Ein Schauder bemächtigte sich des kranken Weibes, sie mußte sich auf den Sessel stützen, um sich aufrecht zu erhalten, vor ihrem Auge entfaltete sich ein Bild, das ihr Entsetzen erregte. In diesem Augenblick trat derselbe Mann mit der Wachstuchmütze, Roberts Diener, mit einer linkischen Verbeugung herein.

„Die Frau Baronin haben befohlen," sagte er, an der Thür stehend, während sich sein breiter Mund zu einem widerlichen Lächeln verzerrte und seine Augen schlau unter den Braunen hervor blinzelten.

Die Baronin erwachte aus ihrem Nachdenken und warf einen hastigen Blick auf den Diener.

„Du, Walter!“ rief sie mit einer gewissen Spannung. „Bringst Du mir Nachricht?“

„Zu Befehl, Frau Baronin!“

„Vielleicht kann seine Nachricht meinen Träumen zur Bestätigung dienen,“ flüsterte sie leise vor sich hin. „Ich zittere! ... So sprich Walter! ... Dieses junge Mädchen, das Robert, wie Du mir sagtest, mit einer solchen Leidenschaftlichkeit verfolgt? ...“

„Ist dieselbe, die heute im Theater auftreten wird,“ sagte Walter mit einem brutalen Lächeln.

„Du bist Deiner Sache gewiß, Walter?“ rief die Baronin mit einer sichtbaren Hast.

„Damm ... Gewiß wie immer!“ verbesserte sich Walter, dem ein englischer Fluch auf der Zunge lag. „Ich weiß sogar, daß sie unter einem angenommenen Namen auftritt und kenne auch ihren wirklichen ...“

„Schweig!“ befahl die Baronin mit einer schnellen Handbewegung.

Walter glotzte sie groß und fragend an.

„Du wirst dafür sorgen, daß dieser Name meinem Sohn unbekannt bleibe!“

„Wenn die Frau Baronin befehlen!“ sagte Walter gedehnt.

„Du wirst ferner auf Deinem Posten sein und mir täglich berichten, hörst Du?“

„Zu Befehl!“

„Und jetzt geh, damit mein Sohn Dich nicht vermisse! Morgen erwarte ich Dich!“

Walter verabschiedete sich mit einem plumpen Kratzfuß; ein höhnischer Zug legte sich um seinen Mund, als er in den Salon zurücktrat und mit einer gewissen Impertinenz verbeugte er sich

vor der ihm dort begegnenden Zofe, die ihm mit offnem Abscheu nachschaute.

So linkisch und plump dieser Mensch vor der Baronin erschien und so phlegmatisch wir ihn auch früher gesehen, so behende und gewandt zeigte er sich plötzlich, als er bei seines Gleichen war, d. h. als er unten in der Vorhalle auf den Lakaien stieß.

Dieser mochte ihn schon erwartet haben, da er ihm sofort in eine der Nischen dieser Vorhalle folgte. Beide vertieften sich hier in eine Unterhaltung, die mehr durch Gesten und Zeichen als durch Worte geführt wurde. Ersichtlich herrschte zwischen Beiden ein Einverständniß, von welchem die Herrschaft nichts wissen sollte. Was Walter seinem Collegen mitzutheilen hatte, mußte von großer Wichtigkeit sein, denn dieser machte ein höchst erstauntes Gesicht. Als Walter sich nach wenigen Stunden entfernte und geschmeidig wie ein Aal durch den Garten schlich, rieb sich der Lakai ihm nachschauend vergnügt die Hände.

„Ein Mordkerl, dieser Walter!" murmelte er vor sich hin. „So was bringt auch nur er allein zu Stande! ... Ideen, Pläne, Mittel und Ausführung, Alles kühn und grandios! ... Eine Hochschule dieses Amerika! Wahre Stümper sind wir Andern! ... Werde ihn jedenfalls begleiten!"

Und in der zufriedensten Stimmung zog sich der Lakai in das Haus zurück.

Walters Mittheilung hatte auf die Baronin einen Eindruck gemacht, den sie in seiner Gegenwart nur mit größter Anstrengung zu bemeistern vermochte. Kaum war er hinaus, als auch ihre Gewalt über sich selbst zusammenbrach. Mühsam schleppte sie sich zu dem kleinen Betpult und sank, ihr Antlitz mit beiden Händen verhüllend, auf den schmalen Stufen nieder.

„Es ist zu spät," murmelte sie vor sich hin, „das Schicksal selbst hat ihn auf die Spur dieses Kindes geführt, von welcher ich ihn abzulenken versuchte. Das Schicksal selbst übernimmt

die Vollendung des entsetzlichen Werkes, des Verderbens, von dem ich schaudernd mich abwandte, weil mir die Kraft dazu fehlte, weil ich das Kind lieb gewann wider meinen eigenen Willen. Ihn wollte ich treffen in dem Verderben seiner Kinder, an ihrem Unglück wollte mein Haß sich sättigen und dennoch führte ein höherer Wille meine Hand, ich traf ihn selber . . . Ein höherer Wille?" wiederholte sie langsam. „Und kann denn nicht dieselbe Vorsehung, welche mich einst durch ihn verderben ließ, auch diese Hand zu seinem Verderben gewählt haben? Bedient sich der Himmel nicht irdischer Werkzeuge, um seine Rathschlüsse auszuführen? . . . Wozu also die Reue, die mich foltert, wozu die Angst, die mich verfolgt, seit ich vollendet, worüber ich Jahre, lange, martervolle Jahre gesonnen? War es nicht dieses Werk der Rache, das mich hierher zurückführte, als ich mich endlich frei sah? Legte ich Tausende von Meilen über den Ocean zurück, unterwarf ich mich Jahre lang hier allen Mühen der Verstellung, allen Entbehrungen, um in seiner Nähe zu sein, um ihn endlich zu treffen in dem Moment, wo ihn sein Hochmuth mir in die Hand liefern mußte? . . . Nein, fort mit jeder Reue! Fühlte er Reue, als er mein Lebensglück mit schonungsloser Hand zertrümmert, und soll ich schwacher als er sein, weil ich ein Weib bin? . . . Es ist geschehen, und es war gut so; meine Mission ist erfüllt; jede Reue, die mich mit den blutigsten Bildern verfolgt und meine Phantasie rastlos umherjagt, ist thörichte Schwäche; Gott, der mir diesen Haß eingab, der ihn so lange in dieser Brust nährte, er ließ auch das Werk desselben geschehen, über welchem ich so lange gebrütet . . . Aber soll ich diese entsetzliche Saat fortwuchern lassen!" rief sie, sich hastig erhebend, „soll ich dieser Lawine nicht Einhalt gebieten, ehe sie vielleicht auf meinem eignen Haupt zerschellt? Nicht das Schicksal ist es, das auf eines Knaben Schulter die Fortsetzung eines Rachewerks

legt wie dieses; der Zufall ist es, der hier sein fürchterliches Spiel treibt. Freilich kam ich zu spät, um dem Sterbenden ins Ohr zu flüstern: Georg, sieh, das war Hedwigs Werk! und thöricht war es, seiner Gattin ein Antlitz zu zeigen, dessen Bedeutung sie nicht einmal kennt; aber Gott wird es fügen, daß ihr diese Bedeutung dereinst klar werde ... Und jetzt? ... Ich fürchte nicht für Robert selbst; seine Leidenschaft ist wie ein Prärienbrand, der auflodert, Alles vernichtet und stirbt; ein treues Bild seines unglückseligen Vaters, zerpflückt sein Leichtsinn jedes Frauenherz, das ihm nicht zu entfliehen vermag, wie der Adler das hülflose Reh, und dieses ahnungslose Kind, das sich blind und thöricht in eine Fluth hinaus wagt, deren Klippen es nicht zu vermeiden im Stande, sie ist rettungslos verloren, wenn ich sie nicht zu schützen versuche ... Gewiß!" setzte sie entschlossen hinzu, „es ist genug, es ist gesühnt, was zu sühnen war! Ich habe mir den Frieden der Seele dadurch nicht zu erkaufen vermocht, denn so oft ich mich in dem Gefühl der Befriedigung zu wiegen versuche, packt es mich wie Furiengewalt und jagt mir die blutigsten Bilder durch das heiße Gehirn; und stand mir bisher das Bild des Geliebten vor der Seele, den er vernichtet, so ist jetzt an dessen Stelle sein blutiges Bild getreten, das ich vergeblich zu scheuchen suche ... Es ist genug! ... Noch liegt das Loos dieses Kindes in meiner Hand; Gott verleihe mir nur einmal Gewalt über diesen Knaben!"

VIII.

Die Debutantin.

Die heutige Vorstellung des Theaters war nicht sonderlich besucht, denn man erwartete nichts Außerordentliches von derselben. Debutantinnen sind im Allgemeinen keine große Lockspeisen für das Publikum, ein desto größerer Gegenstand der Neugier aber für die Habitués, und da sich das Gerücht von der Schönheit der unsrigen verbreitet hatte, so fehlte von den täglichen Besuchern dieses Theaters heute kaum ein einziger.

Auch auf der Bühne ging's heute ziemlich träge zu, wie es der Fall zu sein pflegt, wenn das Haus mäßig besetzt ist und die Vorstellung für die Schauspieler selbst keine besondere Anziehungskraft hat. Man gab ein kleines ernstes Schauspiel; diesem sollte die „schöne Müllerin" folgen und in derselben die Debutantin auftreten, welche sich, wie einzelne Schauspielerinnen sich naserümpfend in der Garderobe erzählten, der besondern Gunst des Herrn Fleischmann und der Protection des Dr. Winkler zu erfreuen habe. Daß sie also engagirt werde, wenn sie nicht entschieden durchfalle, und daß die Kritik sie nicht beißen werde, darüber war man einig. Die ganze Schaar der Choristinnen, die den Regisseur schon so lange vergebens um irgend eine kleine Rolle gebeten, und wenn es nur zehn Worte seien," meinten sogar: „die verstehts!" Nur der alte Theaterdiener war entschieden auf Seite der Novize und behauptete zum Aerger der Uebrigen ganz laut, so ein proppres Mädel sei noch gar nicht auf die Bretter gekommen.

Inzwischen war Amine mit zitternden Knien die zur Bühne führende Treppe herauf gekommen. Der ihr hinter den Coulissen begegnende Inspicient, ein Freund der heiteren Liebhabe-

rin und Soubrette, würdigte ihren Gruß kaum einer Antwort, der Regisseur fragte sie sehr unliebenswürdig, ob sie schon ihre Garderobe wisse, und drehte ihr den Rücken, als sie dies bejahte.

Dieser Empfang, so sehr verschieden von dem der letzten Probe, war für Amine sehr ermuthigend, indeß sie errieth den Einfluß ihrer Concurrentin, sie dachte an ihre arme Mutter, deren Schicksal ja mit dem ihrigen von dem Erfolge des heutigen Abends abhange, sie nahm also alle ihre Courage zusammen und eilte in die Garderobe, um ihre Toilette zu beginnen.

Diese Garderobe war zu ihrem Erstaunen bereits von zwei andern Damen in Anspruch genommen und für die Debutantin nur eine kleine Ecke leer gelassen, die unmöglich für ihre Toilette genügen konnte. Indeß Amine schwieg; sie überhörte die Spitzfindigkeiten der beiden zukünftigen Colleginnen, die sich ein Vergnügen daraus machten, zu erzählen, wie Diese und Jene bei ihrem Debut mit Pauken und Trompeten durchgefallen, und beschwerte sich nicht, als eine der Garderobièren sich erst um ihre Toilette kümmerte, nachdem die Andern die ihrige beendet.

Amine ging das Umkleiden schnell von der Hand. Wohl bemerkte ihre mädchenhafte Eitelkeit, mit welchem Neid die beiden trotz ihrer Jugend schon sehr verwelkten Colleginnen auf ihre tadellosen Formen herüber schielten und in ihr nicht nur hinsichts der Kunst, sondern namentlich hinsichts der Privat-Eroberungen eine siegreiche Cocurrentin witterten, Amine aber war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie auf Andere hätte achten können.

Jetzt verkündete die Glocke des Inspicienten, daß das kleine Stück zu Ende gehe. Wenige Minuten darauf lief auf der Bühne Alles durch einander, die Schauspieler eilten in die Garderoben, die Arbeiter griffen die Coulissen zu dem nächsten

Stück an und der Regisseur ging schimpfend von einer Seite zur andern.

Dieses nächste Stück war die „schöne Müllerin." Amine verließ ihre Loge, reizend costumirt, eine Dorfmüllerin so schön und appetitlich, daß der alte Theaterdiener kopfschüttelnd da stand, sie anschaute und vor sich hin murmelte: Nein, das muß wahr sein, sie ist zu schade für unsere Bühne; selbst für's königliche wär' sie noch zu gut. Wenn die so spielt wie sie schön ist, dann adieu Lotte Meyern! So nämlich war der Name der engagirten Lustspiel-Soubrette.

Amine fühlte eine namenlose Angst, als sie die Bühne betrat, das Herz zog sich ihr krampfhaft in der Brust zusammen, der Athem versagte ihr, es drehte sich vor ihren Augen Alles im Kreise herum. Kein Wort von ihrer ganzen Rolle fiel ihr ein, ihr Kopf schwindelte, sie mußte sich an eine der Coulissen stützen, um sich aufrecht zu erhalten.

„Nur Courage, liebes Fräulein, es wird schon Alles gehen!" hörte sie plötzlich die Stimme des Theaterdieners neben sich. „Das Fieber hat ein Jeder beim ersten Auftreten und wer's nicht hat, aus dem wird auch niemals was! Kümmern Sie sich auch gar nicht drum, wenn die Andern Ihnen saure Gesichter machen; nach den ersten Scenen werden sie schon freundlicher werden; das ist immer so; ich kenne das!"

Amine dankte dem alten Mann mit einem herzlichen Blick, denn er war ja der einzige, der sich ihr näherte, der einige ermuthigende Worte an sie richtete in einem Augenblick, der über ihre ganze Zukunft entscheiden sollte. Vergebens schaute sie nach dem Dr. Winkler um, der versprochen hatte, auf der Bühne an ihrer Seite zu sein und ihr Muth einzuflößen; sie war verlassen von Allen. Die Coulissen schauten sie, wie sie in dem dunklen Hintergrunde zitternd dastand, so graulich und verhängnißvoll an, der aus dem Maschinenkeller herauf dringende Zug wehte sie an wie Leichengeruch, die menschlichen

Gestalten, die sie zwischen den Coulissen und Versetzstücken umher gehen sah, erschienen ihr alle wie feindliche Geister, die nur auf ihr Verderben warteten, und in dem Donnerhimmel über ihr sah es so schwarz, so schauerlich düster aus, daß es ihr das Herz zusammenzog. Amine dachte an ihre Mutter, die zu Hause auf dem Krankenlager, die sie der Pflege fremder Leute überlassen und die keine Ahnung hatte, an welchen Abgrund ihr armes Kind sich gewagt. Und immer näher kam der entsetzliche Moment, in welchem sie vor das Ungeheuer, das Publikum, treten sollte.

Während sie so dastand und sich noch nicht in den Vordergrund wagte, schwebte plötzlich eine weibliche Gestalt in dunklem Mantel an ihr vorüber, die auf den zu den Garderoben führenden Corridor zu eilen im Begriff war. Neugierig fiel der Blick dieser Gestalt auf die zwischen den letzten Coulissen im kokett geschürzten Kleide dastehende junge Bäuerin. Sie that erschreckt einen Schritt zurück, fixirte Amine noch einmal, schüttelte den Kopf und blieb wie angewurzelt stehen.

„Eine seltsame Aehnlichkeit!" murmelte sie vor sich hin, ohne den Blick von der Bäuerin abwenden zu können.

Amine mußte, wie sehr sie auch mit sich selbst beschäftigt war, auf das sonderbare Benehmen der Dame aufmerksam werden, deren Antlitz eben von einem aus der Coulisse dringenden matten Lichtstrahl beleuchtet wurde. Auch sie fixirte die Unbekannte, auch ihren Lippen entfloh ein Laut der Ueberraschung.

„Victorine!" rief sie in freudiger Aufregung. „Sie sind es wirklich?"

„Allerdings! . . . Aber hätte ich doch eher an des Himmels Einsturz geglaubt, als Sie . . ."

„Pst!" flüsterte ihr Amine zu. „Nennen Sie meinen Namen nicht! Ich wünsche nicht, daß man ihn erfahre!"

„So sind Sie also . . .? . . . Dieses Costum? . . . Sie sind die junge Dame, die heute als Denise debutirt?"

„Allerdings bin ich's!" antwortete Amine lächelnd.

„Aber ich beschwöre Sie, wie kommen Sie . . .?"

„Keine Fragen heute! Sie sollen Alles erfahren . . . Und Sie, Victorine, welcher Zufall führt Sie hieher?"

„Zufall?" antwortete Victorine befremdet. „Schon seit mehreren Monaten bin ich als erste tragische Liebhaberin hier engagirt!"

„Und jene Gesellschaft?"

„O, sprechen Sie nicht davon! Erinnern Sie mich nicht an eine Zeit, die ich für immer vergessen möchte! . . . Ich will Sie heute nicht mit Fragen belästigen, was Sie, die ich in so glücklichen Verhältnissen sah, auf die Bühne brachte", fuhr Victorine mit einem Seufzer fort, als beklage sie einen solchen Schritt. „Da es das Schicksal einmal so will, sein wir also gute Colleginnen!"

Victorine reichte Amine herzlich die Hand und blickte sie mit ihren großen blauen Augen recht treuherzig an.

„Sie werden einer Freundin bedürfen", setzte sie betonend hinzu; „man findet deren nicht viele auf der Bühne! Sie waren so theilnehmend gegen mich, geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen dies zu vergelten!"

Amine drückte überglücklich der so unerwartet gefundenen Freundin die Hand; hatte sie doch jetzt eine Seele, welche es gut mit ihr meinte, und das gab ihr neue Courage.

Plötzlich geschah eine Bewegung auf der Bühne, welcher der matte Klang einer Glocke folgte. Amine sah den Inspicienten auf sich zuschreiten und ihr einen Wink geben.

Der große Augenblick war da. Der Vorhang ging in die Höhe. Aminens Herz fühlte sich erleichtert, seit sie Victorine bei sich sah und zudem gab ihr der Moment die nöthige Courage.

„Sein Sie überzeugt, ich folge Ihnen mit Aufmerksamkeit. Später in Ihrer Loge!...“ flüsterte ihr Victorine noch eilig zu und Beide trennten sich. Victorine eilte in den Hintergrund, Amine trat zu Aller Erstaunen mit der Zuversicht einer routinirten Künstlerin vor, um auf ihr Stichwort zu lauschen, welches ihr das Ende der zweiten Scene schon bringen sollte.

Dieses Stichwort fiel. Mit dem Körbchen in der Hand trat die reizendste Denise, welche je einem dummen Müllerburschen die Cour gemacht, singend in die Scene. Aminens Angst war wie fortgezaubert, mit dem größten Selbstvertrauen, mit der heitersten Miene von der Welt bewegte sie sich in der Scene. Das Publikum schien vor Allem den wirksamsten Empfehlungsbrief, ihre Schönheit, zu respectiren, ein Murmeln der Anerkennung und Bewunderung lief durch Reihen des Parquets, die Habitués der Logen steckten die Köpfe zusammen, und als bald darauf die Marquise auftrat und weil es ihre Rolle so vorschrieb, die Worte sprach: „Und dabei ist sie hübsch, sehr hübsch!“ erregte dies einen allgemeinen beipflichtenden Applaus im Hause.

„Geben Sie Acht, Herr Regisseur, die schießt heute den Vogel ab!“ flüsterte hinter der ersten Coulisse der Theaterdiener dem ersteren zu. „Da oben sitzt die Meyer'n in der Loge und ist schon ganz grün und gelb im Gesicht!“

Der Regisseur stimmte kopfnickend bei. Die Vorstellung schritt unter mehrmaligem starkem Applaus vorwärts. Aminens schönes Antlitz strahlte vor Freude, wenn sie am Schluß einer Scene in die Coulissen zurücktrat; Alles lebte und fieberte an ihr vor Wonne, ihr Herz überstömte; ganz trunken von Glück sank sie Victorine in die Arme und drückte diese an sich, als dieselbe gratulirend auf sie zueilte. Victorine war vielleicht die Einzige, die es aufrichtig meinte; man sah es ihrem treuen, großen Auge an, daß sie aus der Seele sprach, daß sie innigen Antheil an dem Triumph Aminens nahm.

Aminens Rolle gewährte ihr während der nächsten Scenen eine größere Pause, Victorine rieth ihr, dieselbe zu ihrer Erholung zu benutzen.

„Kann ich denn?“ rief Amine lächelnd aus. „Die Freude strengt mich ja mehr an als das Spiel! O wenn Sie wüßten, wie glücklich, wie unaussprechlich glücklich ich bin!“

Auch der Director des Theaters, der so lange unsichtbar gewesen, trat jetzt zu ihr, um ihr sein Compliment zu machen. Mit unversteckter Bewunderung, an der die Sinnlichkeit leider nicht geringen Antheil hatte, ruhte sein Auge auf Aminens schöner Gestalt; diese schlug beschämt, fast beleidigt das ihrige nieder, indeß war ihr Herz zu voll, als daß sie das Verletzende dieser Begegnung wirklich hätte fühlen können, und zudem trat der Inspicient, diesmal mit auffallender Höflichkeit, zu ihr heran, um ihr mitzutheilen, daß ihr Stichwort nahe sei.

Victorine in der Aufrichtigkeit ihrer Theilnahme für Amine und in der Absicht, der Novize auf dem schlüpfrigen Boden, welchen diese betreten, mit ihrer Erfahrung rathend zur Hand zu gehen, wählte sich zwischen den Coulissen einen Platz, wo sie unbemerkt vom Publikum dem Spiel Aminens zuschauen konnte. Von hier aus überblickte sie zugleich die Prosceniumslogen, welche sich mit jungen Elegants gefüllt hatten, die der Schönheit der Debutantin die größten Ovationen brachten.

Kaum hatte Victorine ihren Platz eingenommen, als ihre ganze Aufmerksamkeit sich um einen in der, an die Rampe stoßenden Loge befindlichen jungen Mann concentrirte, dessen Auge mit fieberhafter Gluth allen Bewegungen Aminens folgte. Victorine ward unruhig, sie wechselte die Farbe, ihre Hände begannen zu zittern, denn sie glaubte zu bemerken, wie Aminens Blick zufällig dem des jungen Mannes begegnete; sie sah ganz deutlich, wie Amine erröthete, wie sie in Verlegenheit gerieth und dieselbe nur mühselig durch ihr Spiel zu verstecken suchte. Victorine sah das glückselige, triumphbewußte Lächeln auf dem

Antlitz des jungen Mannes — — ihre Augen trübten sich, es flimmerte ihr vor denselben, sie mußte sich an den Stuhl klammern, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Aber schon im nächsten Augenblick saß Victorine, wieder ihrer selbst Herrin, blaß wie eine Leiche da. Das Spiel nahm seinen Fortgang, das Stück schloß unter großem Applaus und stürmischem Hervorruf der Debütantin, der ein ganzer Regen von Sträußen zu Füßen fiel, als sie noch einmal hervortrat.

Wieder, und zum letzten Male fiel der Vorhang. Amine mußte sich bequemen, den Arm voll Bouquets, ihre ersten Triumphe, davon zu tragen und die Complimente der jungen und älteren Männer entgegen zu nehmen, welche als tägliche Gäste und Verehrer der Kunst das Recht erworben, die Bühne zu betreten. Unter diesen befand sich auch Winkler, der heute Abend sonderbarerweise sehr kühl gegen sie war. Ihre erste Frage war die, ob Vorbeck im Theater gewesen sei. Winkler verneinte dies gleichgültig. Seine Antwort gab ihr einen Stich ins Herz. Winklers auffallende Kälte und Vorbecks Gleichgültigkeit waren die ersten Wermuthstropfen in diesen Freudenbecher.

Eben wollte sie in ihre Loge eilen, als ihr eine schlanke, jugendliche Gestalt den Weg vertrat. Schon wurden die Lampen auf der Bühne gelöscht, es herrschte also ein gewisses Halbdunkel.

„Mein Fräulein, gestatten Sie Ihrem glühendsten Verehrer, Ihnen seine herzlichsten Glückwünsche zu Füßen zu legen!" hörte Amine eine wohlklingende Stimme, welche ihr bis ins Innerste des Herzens drang. Amine fuhr zusammen. Robert bemerkte dies, ein triumphirendes Lächeln strich über sein Antlitz; ehe Amine es wehren konnte, hatte er sich ihrer Hand bemächtigt und sie an seine Lippen gepreßt.

„Mein Herr ...", stotterte Amine, unfähig, mehr hervor

zu bringen. Ihre Hand zitterte heftig, ihre Stirn glühte, es pochte in ihren Schläfen, in ihren Pulsen.

„Die Bewunderung des Publikums", fuhr Robert fort, indem er seinem Ton die innigste Färbung gab, „hat Sie so mit Blumen überhäuft, daß ich mich fast scheue, meinen bescheidenen Theil hinzuzufügen, der aber gewiß von dem aufrichtigsten Herzen kommt!"

Mit diesen Worten überreichte er Amine ein kleines, aber äußerst gewähltes Bouquet, das er soeben mit einem kleinen Billet umwunden.

Amine in ihrer Verwirrung nahm bewußtlos Strauß und Billet, ließ es sogar geschehen, daß Robert noch einmal ihre Hand an seine Lippen drückte und dabei seine großen seelenvollen Augen gewissermaßen in ihr Herz hinein bohrte.

Da plötzlich drang ein gellender Schrei aus dem Dunkel der Coulissen, der Amine zum Bewußtsein brachte und sie in ihre Garderobe jagte. Da die Lampen zum großen Theil bereits gelöscht waren, eilten die Arbeiter, der Wächter, die Spritzenleute und was von Choristen eben über die Bühne ging, mit Laternen durcheinander. Man fürchtete, daß Jemand in eine Versenkung gefallen oder sonst ein Unglück geschehen sei, und schaarte sich um die Stelle, von woher der Schrei gedrungen.

Hier lag eine weibliche Gestalt, leichenblaß und scheinbar leblos am Boden. Es war Victorine, die obgleich zitternd an allen Gliedern und kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, sich eben zu Amine in die Garderobe hatte begeben wollen. Die Arme, sie hatte es so gut gemeint!

„Es ist doch Eine wie die Andere! Der Victorine hätt' ich's aber doch am wenigsten zugetraut, daß sie vor Neid in Ohnmacht fallen würde!" brummte der alte Theaterdiener vor sich hin, als er dem Ausgang zu über die dunkle Bühne schritt.

Eine halbe Stunde später erreichte Amine ihre Wohnung

wieder. Mit glühenden Wangen und hoch klopfender Brust trat sie in die von der Lampe nur matt erleuchtete Stube und zu ihrem Erstaunen sah sie die kranke Mutter in gebückter Stellung vor dem kleinen eisernen Ofen sitzen, in welchem soeben die Kohlen zu erlöschen begannen.

„Mütterchen, Du hast das Bett verlassen?" rief sie fast athemlos. „Hat die Wärterin Dich im Stiche gelassen?"

„Nicht doch, mein Kind", antwortete die Majorin, auf deren Antlitz die Leiden der vergangenen Wochen schlimme Spuren zurückgelassen, während sie mit sichtbarer Angst die Aufregung der Tochter bemerkte. „Aber was ist mit Dir geschehen? Dein Gesicht glüht, Du ringst nach Athem; ist Dir ein Unglück widerfahren?"

„Ein Unglück?" rief Amine, indem sie mit leuchtendem Auge auf die Mutter zu sprang und ihr um den Hals fiel. „Ein Glück, Mutter, ein ungeheures Glück ist mir widerfahren! O, ich bin so froh, so unendlich froh, und auch Du wirst es sein, wenn ich Dir sage, daß unsere Sorgen vorbei sind, daß wir nicht mehr zu darben und zu frieren brauchen, daß ich nicht mehr nöthig habe, für andere Leute zu arbeiten! ... Ja, Mütterchen, das ist jetzt Alles vorbei und auch Du wirst wieder glücklich sein!"

„Amine, Du erschreckst mich!" rief die Mutter und suchte sich aus den Armen Aminens los zu machen. „Ich sehe, die unerklärliche Angst, die mich während Deiner Abwesenheit vom Lager trieb und mir keine Ruhe ließ, war nicht ohne Grund... Sprich, was ist geschehen!" setzte sie mit strenger Miene hinzu.

„O, sieh mich nicht so strafend an, Mütterchen!" schmeichelte Amine; „Du weißt ja, daß ich nicht im Stande bin, etwas Böses zu begehen! Mach mir wieder ein freundliches Gesicht, und ich werde Dir erzählen!"

Die Mutter erzwang ein mattes Lächeln und schüttelte den Kopf. Amine kniete vor ihr hin, legte die Arme auf ihren

Schooß, nahm die Hand der Mutter in die ihrige und begann zu erzählen, wie sie ja wisse, daß der Dr. Winkler sie auf die Idee gebracht, ihr Glück am Theater zu versuchen (die Mutter erblaßte, ihre Hand zitterte), wie sie in dem heißen Verlangen, ihrer Mutter eine sorgenfreie Existenz zu bereiten, diese Idee trotz dem Verbot ihrer Mutter festgehalten, wie sie während der Krankheit derselben und während sie für andere Leute stickte, eine Rolle repetirt, die sie ja schon früher mit Glück auf dem Liebhabertheater gespielt, wie sie im Stillen sich die Garderobe beschafft und wie sie in diesem Augenblick mit dem Beifall des Publikums überschüttet von der Bühne komme.

Gleichsam zur Bestätigung ihrer Erzählung traten eben auch die beiden Kinder der Wärterin mit dem Theaterkorb herein. Amine sprang auf denselben zu, öffnete ihn, holte mit vollen Händen die Blumensträuße heraus und warf diese in den Schooß der Mutter. Nur ein kleines Sträußchen, an welchem ein zierliches Papier saß, steckte sie heimlich und nicht ohne heftiges Herzklopfen bei Seite. Bleich und stumm saß die Mutter da; der Schreck versagte ihr die Stimme.

„Siehst Du, Mütterchen," rief Amine mit vor Freude funkelnden Augen, „wenn Dir noch ein Zweifel bleibt, so frage diese Zeugen hier! Man überschüttete mich mit Beifall und mit Blumen; man sagte mir Complimente über Complimente, man verhieß mir die glänzendste Zukunft; nur Winkler, der garstige Mensch, war so kalt und abstoßend gegen mich, und Vorbeck . . ."

Hier stockte sie. Ein Schatten flog über ihre Stirn, der Gedanke an Vorbecks Gleichgültigkeit trübte ihre Freude, denn sie liebte ihn, ihr Herz sowohl wie ihr Stolz fühlten sich aber tief verletzt dadurch, daß er ihr gerade heute den Rücken gewendet.

„Nun, Vorbeck . . .?" fragte endlich die Mutter. Er ist ein edler und biedrer Mann, Du weißt, wie sehr ich ihn schätze!"

Ich will gar nicht an ihn denken heute; sprechen wir nicht von ihm, Mütterchen, damit mir meine Freude nicht gestört wird!"

Die Mutter blickte sich in Gedanken vertiefend vor sich hin, ihre Hände wagten nicht die Blumen zu berühren, die auf ihrem Schooße lagen, als fürchte sie eine Schlange unter denselben. Amine sammelte die Sträuße und gruppirte sie lächelnd auf dem Tisch.

„Meine Tochter eine Schauspielerin!" murmelte die Mutter endlich kopfschüttelnd und traurig vor sich hin. „O, daß es dazu noch kommen sollte!"

„Das ist ein thörichtes Vorurtheil, Mütterchen!" rief Amine. „Ein jeder Stand ist achtbar, wenn es nur der Träger desselben ist. Uebrigens mußt Du ja nicht glauben, daß ich unsern Namen der Möglichkeit eines Mißerfolges Preis gegeben; o nein, ich bin unter fremdem Namen aufgetreten, in Zukunft werde ich ganz schlichtweg Fräulein Münter heißen, und so wird mich täglich der Theaterzettel nennen, wenn ich, wie ja zu hoffen ist, engagirt werde! Ach, was wird unser Lischen sagen, wenn sie davon hört!" rief Amine aufspringend und im Zimmer umher hüpfend. „Sie wird anfangs ein strenges, moralisches Gesicht machen wie die Mama, aber wenn sie mich nur erst spielen gesehen hat, wird sie sagen: Minchen, das hätt' ich Dir nicht zugetraut!"

Die Mutter ließ sich schließlich durch Aminens Liebkosungen beruhigen; diese bereitete ihr noch den Thee, sie erzählte ihr Scene für Scene den Verlauf der ganzen Vorstellung und so ward es Mitternacht, ehe man sich zu Bett begab.

Aminens Herz war zu voll, als daß sie hätte schlafen können; das ganze Erlebniß dieses Abends erhielt ihr Herz in ununterbrochenem heftigem Pochen, schillernde Bilder der Zukunft zogen an ihrem Auge vorüber, die Eitelkeit der Künstlerin und des Mädchens wetteiferte mit den glänzendsten Gebilden. Ein einziger Abend hatte genügt, um der anspruchslosen Amine Wünsche

und Träume ins Herz zu schmuggeln, an welche sie nie zu denken gewagt. Natürlich verlor unter ihrem Flitter auch vieles von Dem, was ihr sonst so theuer gewesen, an Farbe und Werth; selbst Vorbeck, der ihr bisher als das Ideal eines Mannes erschienen, trat schon ein wenig in den Hintergrund, und als das Herz ihrer Eitelkeit deshalb Vorwürfe machte, rechtfertigte sie dies durch Vorbecks Benehmen. Wenn er sie liebte, so durfte er sie heute nicht so gleichgültig ihrem Schicksal überlassen, — sie sagte sich nicht, daß wenn sie ihn liebte, sie einen Schritt hätte unterlassen müssen, welchen er aufs höchste mißbilligte.

Und als die Mutter endlich eingeschlummert, zog Amine leise und behutsam die kleine Nachtlampe an das Bett, mit zitternder Hand und fieberhafter Spannung in ihren Zügen wickelte sie das Billet von dem kleinen Strauß, den sie bei sich verborgen, und ohne sich etwas dabei zu denken, verrieth Eva's Tochter den Mann, der ihr so unendlich viel Beweise seines Edelmuths und seiner Liebe gegeben, um in diesem verhängnißvollen Briefe der Zauberformel der Verführung zu lauschen. Diese zog alsbald ihre unzerreißbaren Kreise um das Herz des Mädchens, sie rief ihren alten Verbündeten, den Traumgott, zu Hülfe und ehe noch Amine ein Auge geschlossen, erschien ihrer von der Aufregung des Abends erhitzten Phantasie die blendende Gestalt Roberts von Reineval, denn so hatte er ja das Billet unterzeichnet, in welcher er ihr in glühenden Ausdrücken seine Liebe gestand.

Sonst war Vorbecks Bild wohl häufig in ihren Träumen erschienen, aber sanft und ernst, wie er es im Leben war, als ein Mann, dessen ehrliches, gerades Wesen nicht im Stande, eine große Leidenschaft zu entzünden oder in einem Mädchenherzen eine große Revolution zu erregen; erklärlich also war es, daß Robert jung, schön und feurig, ein vollendeter Cavalier, den simplen Ehrenmann in den Schatten drängte. Das Mädchenherz lebt ja von Träumen, gegen deren ideale Gestalten die der

wirklichen Welt so prosaisch erscheinen. Kein Wunder, daß es verloren ist, sobald eine dieser Traumgestalten verkörpert in diese schale Alltagswelt herabsteigt und dem Kometen gleich die kleine Welt dieses Herzens in Feuer und Flammen versetzt.

IX.

Die Schule des Verbrechens.

Wir überspringen hier den Zeitraum einiger Wochen und suchen uns zunächst unsern alten Freund Sam auf, dessen Waizen inzwischen geblüht. Meister Kilian erschien es, als „stecke in dem Jungen was drin," als sei er nur verwildert. Um ihn also unter Augen zu behalten, verschaffte er ihm zunächst die bescheidene Stellung eines Pferdejungen in den Ställen seines Herrn.

Sam bekam einen neuen Anzug, der aus den abgelegten Kleidern seines kinderlosen Oheims verfertigt wurde. Kilian bemühte sich, dem Knaben die nothwendigsten hippologischen Kenntnisse beizubringen, unterstützte seinen Unterricht zuweilen durch zweckmäßig angebrachte Ohrfeigen und Sam, ein aufgeweckter Geist, schien leicht zu begreifen.

Sein erstes war, sich die nöthigen Localkenntnisse zu verschaffen. Bei einer, schon am Morgen des ersten Tages angestellten Recognoscirung entdeckte er, daß von dem Heuboden aus, auf welchem sich seine Schlafkammer befand, eine Luke sich nach einer ganz unbesuchten und auch fast unbewohnten, nur durch hohe Hofmauern gebildeten Gasse öffnete. Sam combinirte sofort, daß diese Luke sehr wichtig, daß man vermöge einer Leiter — und deren lagen viele auf dem Heuboden

— sehr bequem in diese Gasse hinabsteigen könne, daß er also von hier aus ungesehen die interessantesten Ausflüge machen könne, wann es ihm beliebe.

Ferner erfuhr Sam aus einigen Unterhaltungen mit andern Stalljungen des Hofes, daß sich in dem anstoßenden kleinen Gebäude ein ungeheurer Schatz, nämlich die Casse des großen Bankierhauses befinde; daß der Schlüssel der Thür, welche durch die, beide Höfe scheidende, Mauer in den des Nebenhauses führte, sich im Besitz des Meisters Kilian befinde und daß diese Thür immer verschlossen sei. Natürlich war die Nähe eines so ungeheuren Schatzes für Sam von großem Interesse, konnte er doch von dem kleinen Fenster seiner Dachkammer in diesen Hof blicken und wenn er nur wollte, so existirte die Mauer gar nicht für ihn, da er auf dem Dache nach dem andern Hof spazieren konnte.

Sams höchster Wunsch war nun, bei dem Onkel Kilian bleiben zu können, an den er plötzlich eine ganz kindliche Anhänglichkeit fühlte. Mehrmals in der Woche erhielt er die Erlaubniß, Mittags einen Spaziergang in die Stadt zu machen. Eben im Begriff, von einer solchen Promenade wieder nach Hause zurückzukehren, begegnete er eines Tages einem Reitknecht, der einen kostbaren, feurigen Araber ritt. Mann und Roß schienen Sam so bekannt, daß er unwillkürlich stehen blieb. Sam hatte sich nicht geirrt; er mußte wissen, wo er diesen Reiter wieder finden könne, und folgte ihm daher durch ein ganzes Gewirr von Straßen. Endlich sah er ihn vor einem vornehmen Hause halten. Ein Portier öffnete die beiden Flügel der Pforte und ließ den Reiter ein. Freilich hätte Sam gern sofort die Bekanntschaft erneuert, aber die Furcht vor der gewichtigen Hand seines ihn streng beobachtenden Oheims rief ihm ins Gedächtniß, daß die Stunden seines Urlaubs bereits abgelaufen; er merkte sich den Namen der Straße und trat eilig den Rückweg an.

Am Abend machte Sam einen seiner gewöhnlichen Ausflüge durch die Bodenluke, indem er eine der leichtesten Leitern vom Boden auf die Straße hinabließ, auf derselben die von keiner Laterne erhellte Straße erreichte und die Leiter dann so dicht an die Mauer schob, daß wenn wirklich Jemand die Gasse passirte, die erstere nicht bemerkt werden konnte. Diese Ausflüge dehnte er oft bis nach Mitternacht aus, je nachdem er sich amusirte. Obgleich Onkel Kilian ihm kein Taschengeld gab, er auch in seiner Stellung als Pferdejunge nichts weiter als Obdach und Beköstigung erhielt, war Sam doch nicht ganz von Mitteln entblößt. Seinem Scharfblick war es bald gelungen, die Schublade der Kommode zu entdecken, in welcher Frau Kilian ihre kleine Wirthschaftskasse bewahrte; da es Winter war, gestattete ihm der Oheim, sich Abends hinter seinen warmen Ofen zu setzen und der Unterhaltung des Ehepaars zuzuhören. Sam wußte nun die Abende zu benutzen, wo Kilian seinen Herrn vom Theater oder aus der Gesellschaft holen mußte und die Frau in der Küche beschäftigt war. Mit einem Dietrich hatte er sich diese Schublade bald zugängig gemacht und damit man nichts merke, stahl er groschenweise, was bei häufiger Wiederholung doch so viel ausmachte, daß er auf seinen Ausflügen nicht zu hungern und zu dursten brauchte.

Sams Instinct hatte ihn auch sehr bald vor die rechte Schmiede getragen. Schon bei einem seiner ersten Ausflüge hatte ihn die aus einem Speisekeller herauf dringende Musik angezogen, als er gerade in Folge eines im Pferdestall erhaltenen Trinkgeldes bei Kasse war. Sam liebte die Musik und trat in einen Raum, in dessen Hintergrund er durch den Tabaksqualm ein schmutziges Buffet und in der Ecke ein paar zerlumpte Musikanten bemerkte. Die Gesellschaft bestand wie fast immer in diesen Kellern aus liderlichem Gesindel beiderlei Geschlechts, von welchem sich einige Paare eben in dem knappen Raum zwischen den Tischen herum schwenkten. Zu seiner Ueber-

raschung fand Sam, daß die Gesellschaft großentheils aus blutjungen Individuen bestand.

Sam war keine gewöhnliche Erscheinung; er hatte seinen rothen, feurigen Kopf kaum in den Keller gesteckt, als ihn auch schon eine der Dirnen erwischte und ihn jubelnd der übrigen Gesellschaft präsentirte. Sam war auf diese Weise schnell eingeführt, es behagte ihm außerordentlich in derselben, zumal die Dirne, ein junges Ding von kaum achtzehn Jahren mit pechschwarzem Haar, funkelnden Augen und vom Tanz hoch gerötheten Backen ihn besonders vor den Uebrigen auszeichnete und er dadurch gleich in den Vordergrund der achtbaren Gesellschaft geschoben wurde.

Die Liebe ist jedenfalls der kostbarste Luxus, den der Mensch sich gestatten kann. Sam fühlte etwas der Art und wär's auch nur geschehen, um der drallen schwarzen Dirne, die nun einmal ein Faible für das Rothe hatte, ihre Zuneigung zu danken, denn nie war es ihm bisher vorgekommen, daß ihn jemand geliebkost hatte. Sam, der seine Besuche in diesem Keller jeden Abend wiederholte und regelmäßig hier seiner schwarzen Schönen die Honneurs machte, sah sehr bald ein, daß er mit dem, was er von dem Wirthschaftsgelde der Tante erübrigen durfte, nicht mehr auskommen könne, denn er war zu klug, um sich durch zu verwegene Griffe zu compromittiren, zumal die Tante schon zuweilen den Kopf schüttelte, wenn ihre Kasse nicht stimmen wollte.

Also sann er auf andere Mittel. Er schaffte heimlich Pferdedecken, Stücke von Zaumzeugen und dergleichen aus dem Stall nach dem Boden und verkaufte dieselben in der Stadt. Da mehre derartige Geschäfte ihm gelangen, sah er sich im Besitz von nicht unbedeutenden Mitteln, und dieser Besitz gefiel ihm so sehr, daß er, als er wieder geschwunden, mit Geringerem nicht mehr auskommen zu können glaubte.

Wie in der Regel, bestand die Gesellschaft dieses Kellers nicht nur aus liderlichem, sondern auch aus verbrecherischem

Gesindel, das von der Polizei in seinem Vergnügen nicht gestört wird, obwohl ihr der Aufenthalt desselben bekannt. Nur wenn sie des Einen oder des Andern verdächtigen oder schon bestraften Individuum bedarf, weiß sie dieselben an diesen ihren Börsen zu finden und fängt sie geräuschlos ab, wenn nicht der Ort zugleich als Niederlage von Diebsgut und der Wirth als Hehler verdächtig ist. Es konnte mithin auch nicht fehlen, daß unser Sam sehr bald mit einigen Jüngern derselben freien Kunst genauer bekannt wurde, welche er schon im Stillen übte.

Durch sein reges Temperament, durch seine lustigen Einfälle und die erstaunliche Verworfenheit, welche er schon in so frühem Alter an den Tag legte, hatte Sam die besondere Achtung einer Gruppe auf sich gezogen, welche im Hintergrunde des Kellers erst sehr spät sich zu versammeln pflegte und deren eifriges, leises Gespräch bezeugte, daß sie besondere Interessen auf Händen trugen. Sie waren ihrer etwa ein halbes Dutzend, doch selten vollzählig versammelt; Alle standen noch in jugendlichem Alter; sie waren oft sehr anständig und zuweilen wiederum ganz zerlumpt gekleidet, so daß Sam anfangs Mühe hatte, sie wieder zu erkennen, auch pflegten sie stets gut bei Kasse zu sein und wurden von dem Wirth mit besonderer Aufmerksamkeit bedient.

Eine ganz eigenthümliche Figur spielte unter ihnen ein kleiner schmächtiger und geschmeidiger Bursche, der kaum siebzehn Jahre alt sein konnte, mit auffallend jüdischem Gesicht, dessen Bewegungen denen einer Eidechse glichen, dessen stechender, falscher Blick einen angehenden Erzspitzbuben verrieth und den er von seinen Kameraden stets bei dem Namen Schlumche Rettig nennen hörte. So oft ihn Sam erblickte, hatte er der kleinen Gesellschaft die wichtigsten Dinge zu erzählen, die er mit einer Gelenkigkeit seiner Arme und Hände, mit so verschmitzten und lauernden Blicken und einem solchen Wortreichthum vortrug, daß die Andern nur nickten und dann die Köpfe

heimlich zusammen steckten. Dabei war dieser Bursche leicht wie ein Flederwisch und kriechend wie ein Ohrwurm.

Um die Zeit, wo wir Sam wieder finden, hatte er mit dieser Gesellschaft die erste nähere Bekanntschaft geschlossen; man hatte ihn in die Interessen, welche man vertrat, noch nicht eingeweiht, aber ihm zu verstehen gegeben, daß man wohl Lust habe, ihn für sich zu gewinnen. Sam hatte noch Geld übrig von seinen letzten vortheilhaften Geschäften, doch ging dies zur Neige. Zu seinem Leidwesen hörte er, als er am Tage von seinen letzten ihm gewährten Freistunden zurückkehrte, wie sein Oheim die ganze Stallbedienung in Aufruhr versetzte, weil einige Geschirrstücke und Decken nicht zu finden waren und trotz all' seinem Fluchen auch nicht gefunden wurden.

Sam allein wußte, wo das Vermißte war; Niemand aber schien den leisesten Verdacht gegen ihn zu hegen. Das Gewitter zog vorüber, drohte jedoch, sich morgen zu wiederholen, wenn sich das Gesuchte inzwischen nicht fand. Sam begab sich am Abend in sein gewöhnliches Casino, betheiligte sich dort an dem Spiel einiger Strolche mit schmutzigen Karten, und den Gaunerkniffen derselben nicht gewachsen, verlor er den Rest seiner kleinen Baarschaft. Mißmuthig kehrte er zurück, zog die Leiter nach sich, als er den Boden erreicht hatte, und suchte seine Kammer.

Auf dem Wege dahin war es ihm, als höre er ein Geräusch in seiner nächsten Nähe. Er blieb in dem Dunkel stehen, lauschte und hörte abermals, daß etwas in dem Stroh raschle, das dicht neben ihm aufgehäuft war. Furcht kannte Sam nicht. Er hielt den Athem an und sein scharfes Ohr vernahm abermals, wenn auch leiser das Knistern des Strohes, wie wenn sich ein lebendes Wesen gegen dasselbe drücke.

Sam hatte bald seinen Entschluß gefaßt. Leise schlich er zur Thür seiner Kammer, die er nie ganz zu schließen pflegte, und trat in dieselbe. Da er der Feuergefährlichkeit wegen nur

eine Laterne in seiner Kammer halten durfte, trug er diese in die Ecke, deckte ein Kleidungsstück über dieselbe, zündete die Laterne so vorsichtig an, daß kein Lichtstrahl in die Kammer fallen konnte, verhüllte die Laterne aufs sorgfältigste und trat ebenso leise wie er gekommen auf den Bodenraum hinaus.

An der verdächtigen Stelle angelangt, hob er ganz plötzlich die Decke von seiner Laterne. Im ersten Moment blendete ihn der Wechsel von Dunkel und Licht, dahingegen hörte er ganz deutlich ein lebendes Wesen, wie sich dasselbe über das Stroh hinweg stürzte. Dann unterschied er auf dem Stroh eine dunkle Gestalt, die eben im Begriff war, sich über ein Strohbund hinweg zu schwingen.

Mit einem Sprunge war Sam darauf, packte mit seiner derben Faust die Gestalt im Nacken und drückte sie zu Boden. Sam hörte ein Zischen wie das einer Katze, dann ein Würgen und endlich einige unartikulirte Laute. An den Bewegungen seines Gegners fühlend, daß er diesem an Kräften bei Weitem überlegen, riß er denselben zu Boden, setzte ihm das Knie auf die Brust und hielt ihm die Leuchte vor das Gesicht.

Die ganze Scene war schweigend vor sich gegangen, bis auf jene wenigen Laute. Sam, ein Spekulant, war schon erfreut, seinem Oheim einen Dieb zu überantworten, dem er auch den Diebstahl an dem Geschirr aufbürden konnte. Wer aber beschreibt sein Erstaunen, als er in ein ihm nur zu gut bekanntes Antlitz blickte, in das leichenblasse Gesicht Schlaumche Rettigs, der wie er lebte oder vielmehr wie er halb todt war, vor ihm lag und an allen Gliedern zitterte.

„Schlaumche!“ rief Sam erstaunt und seine Hand von ihm lassend. „Pfui, schämt Ihr Euch nicht, wie eine Ratte hier im Stroh herum zu rascheln? Was sucht Ihr hier und wie kommt Ihr hieher?“

Schlaumche erholte sich mühselig, denn Courage war seine Sache nicht; er schnappte nach Athem, da Sam ihm beinahe

die Kehle zugedrückt, und glotzte diesen mit seinen stechenden Augen groß an. Ein spitzbübisches Lächeln war anfangs seine einzige Antwort, dann wieder zu sich gekommen, preßte er mühselig heraus:

„Aber so nehmt doch das Knie von meiner Brust, Ihr zerquetscht mich ja!"

Sam hatte hieran nicht gedacht, er erhob sich; auch Schlaumche sprang wie ein Gummiball in die Höhe und schüttelte sich.

„Verdammt, Ihr hättet mich beinahe umgebracht!" rief er grinsend.

„Wenigstens hätte ich Euch einige Glieder entzwei geschlagen, wenn ich nicht auf den Gedanken gekommen wäre, erst die Laterne zu holen!" antwortete Sam. „Ihr seid ein rechter Hasenfuß, Schlaumche! Aber sagt mir endlich, was sucht Ihr hier und was kriecht Ihr hier auf meinem Boden herum?"

„Auf Eurem Boden?" fragte der Jude überrascht.

„Nun ja, und da Ihr mir einmal Euren Besuch gemacht habt, will ich Euch nur sagen, daß ich im Dienste des Herrn von Wennberg bin."

Des Juden Antlitz strahlte plötzlich vor Freude; er packte Sam am Arm.

„Ich muß Euch sprechen; ich habe Euch was Wichtiges zu sagen!" flüsterte er ihm ins Ohr.

„Gut, so kommt mit mir in meine Kammer dort; es hört uns Niemand!"

Beide traten in die nur mit einem schlechten Bett, einem Stuhl und einem lahmen Tisch meublirte Kammer, in welcher eine eisige Luft herrschte. Sam setzte sich auf das Bett und wies seinem Gast den Stuhl an, während er die Laterne auf den Tisch stellte.

„Lieber Sam," begann hier der Jude, sich vor Frost

schüttelnd und vergeblich nach einem Ofen umher schauend, „ich glaube, wir befinden uns in ziemlich gleicher Lage; wir müssen einmal eine ordentliche kleine Summe in die Hände bekommen, um uns auf einen besseren Fuß zu setzen. Mein Streben ist dies schon seit einem Jahre, doch hat's noch immer nicht recht glücken wollen. Im jüdischen Waisenhause erzogen, gab man mich zu einem Kleiderhändler in die Lehre, ich bekam's aber bald satt und traf mit ihm das Abkommen, daß er gegen eine jährliche bestimmte Summe meinem Vormund einen regelmäßigen Rapport über mein Wohlverhalten mache, im Uebrigen aber mich mir selbst überlasse. So kommt es denn mitunter, daß ich kein Quartier habe, und da ich nun diese Nacht eine Leiter hier an der Mauer stehen und die Luke offen sah, so beschloß ich, hier mein Nachtlager aufzuschlagen."

„Also weiter suchtet Ihr nichts hier?" fragte Sam blinzelnd und fest überzeugt, daß ihm der kleine Jude die Haut voll lüge.

„Nichts, lieber Sam!" Aber da uns das Schicksal hier auf eine so wunderbare Weise zusammen geführt und da Ihr mein Mann zu sein scheint, möcht' ich Euch einen Vorschlag machen. Da nämlich heut zu Tage die Kräfte des Einzelnen nicht mehr ausreichen und Alles nach Association hindrängt, so haben auch wir eine Gesellschaft gebildet, die mit vereinigten Kräften auf ein Ziel lossteuert, und wir stehen uns ganz gut dabei. Ich bin so zu sagen das Fühlhorn dieser Gesellschaft, ich finde die Orte und die Gelegenheiten, ein Anderer ist das Haupt, ein rabbiater, entschlossener Kerl von fabelhafter Routine, und wieder Andere sind die ausübenden Arme. So geht die Sache vortrefflich und wenn Ihr wollt, könnt Ihr Euch anschließen."

Sam überlegte und fand, daß der Vorschlag nicht so übel sei.

„Kommt morgen Abend in das Paradies (so nannte man

den Keller), Ihr werdet dort Näheres hören. Wenn's Euch dann behagt, führen wir Euch zu unserem „Häupter", Ihr werdet einer der Unsrigen und sollt Euch nicht schlecht dabei befinden. Glaubt nur, wir leben so schlecht nicht, wir haben unsere Gesellschaften, unsere Bälle, auf denen es sehr anständig zugeht, und die schwarze Lotte, die Ihr bisher poussirtet, wäre für uns viel zu schlecht; wir haben Besseres. Braucht Ihr endlich Geld, so habt Ihr's nur zu sagen, er giebt Euch Vorschuß . . ."

Sam hörte kaum von Geld, als er seine Hand hinüber reichte.

„Ich bin dabei!" sagte er. „Morgen Abend also!"

Schlaumche fühlte, nachdem das Geschäftliche abgemacht, daß er entsetzlich friere, er schüttelte sich und blies sich verzweifelt in beide Hände.

„Ich werde hier zum Eiszapfen", sagte er. „Laßt mich in das Stroh zurückkriechen; morgen früh vor Tagesanbruch laßt mir die Leiter wieder hinab, damit ich verschwinden kann und morgen Abend sehen wir uns wieder."

So geschah es und Sam träumte in dieser Nacht von goldenen Bergen.

X.

Die Mutter.

Aminens kühnste Wünsche waren in Erfüllung gegangen, und schon am nächsten Morgen war durch Fleischmanns Vermittelung ihr Engagement abgeschlossen worden. Amine feierte

seitdem Triumphe über Triumphe; sie bewohnte mit ihrer Mutter, die sich täglich mehr erholte, eine reizende kleine Etage; man huldigte ihrer Schönheit, ihrem Talent, sie sah sich genöthigt, eine Menge von tonangebenden Personen bei sich zu empfangen, die ihr die schönsten Complimente zu Füßen legten; man verhieß ihr eine glänzende Zukunft und Alles war äußerlich ganz nach Wunsch. Nur Eins lernte sie bald einsehen: daß sie zwar nicht mehr wirkliche Noth zu leiden brauchte, daß aber ihre Gage, wie groß sie ihr auch anfangs erschienen, kaum ausreichte für die nothwendigste Garderobe. Indeß die arme Mutter durfte nichts von ihren Verlegenheiten erfahren, sie wenigstens sollte hinfort allen Sorgen überhoben sein.

Das gute, stille Lischen, die sich in ihrer Stellung als Gesellschafterin leidlich glücklich fühlte, war natürlich bei der Nachricht von Aminens Schritt außer sich: indeß dieser war geschehen und Lischen begnügte sich mit einigen stillen Thränen. Sie hatte ja bei Aminens seltsamem Charakter so etwas schon lange gefürchtet.

Zwischen Vorbeck und Amine hatte sich eine große Kluft geöffnet. Er hatte, als er wenige Tage nach Aminens Debut die Muter besuchte, kein Wort über dasselbe geäußert und ließ in seiner Unterhaltung durchscheinen, daß er nur gekommen, um sich von dem Befinden der Majorin zu überzeugen. Amine fühlte sich tief gekränkt durch seine Gleichgültigkeit, sie vermied es, ihn anzublicken, sie sah also nicht, welch ungeheure Anstrengung es ihn kostete, so kalt zu erscheinen. Zum Glück rief die Probe Amine fort und auch Vorbeck griff nach seinem Hut, um sich zu entfernen, da es ihn nicht mehr in dieser Wohnung litt, die sonst sein einziges Mecca gewesen.

„Sie sehen, Herr Vorbeck", begann die Majorin, „daß ich alle Gewalt über Amine verloren habe; ich fürchte, dieser

Schritt, und wenn er auch über Rosen geht, wird das Verderben meines armen Kindes sein!“

Die Majorin ließ trauernd die Stirn in die Hand sinken; ihr war das Herz so bedrückt; alle die herrlichen Aussichten, welche sich für Amine öffneten, machten sie nur traurig; sie hatte ihr Kind verloren, das jetzt nur der Welt, der Schmeichelei, der Eitelkeit gehörte und sie mit in eine Sphäre hinein riß, welche sie nicht begreifen konnte und wollte.

Vorbeck maß inzwischen mit langen Schritten das Zimmer, seine Stirn war umdüstert, seine schönsten Hoffnungen waren zertrümmert.

„Fassen Sie sich, verehrte Frau“, sagte er endlich sie tröstend; „es hat so kommen sollen! Nur Eins verzeihe ich mir nicht: daß ich mich von Ihnen zurück halten ließ, eine Annäherung zwischen Ihnen und dem Herrn von Wennberg, dem Vetter Ihres seligen Gatten, zu Stande zu bringen. Gewiß würde dieselbe Amine vor einem solchen Entschluß bewahrt haben!“

„Es ist möglich“, antwortete die Majorin mit einem Seufzer, „aber Sie selbst begreifen, Herr Vorbeck, daß mein bischen Stolz mich verhindern mußte, einer Familie die Hand zu reichen, welche mir bei dem Tode meines Gatten nicht das allergeringste Zeichen von Theilnahme gab. Ja, fast muß ich glauben, dieser Mann sei daran Schuld, daß auch Gustav sich um den Tod seines Vaters nicht einmal kümmerte; man hatte ihn seinem Vater entfremdet und dieser unnatürliche Sohn ging so weit, nur so viel von dem Tode seines Vaters Notiz zu nehmen, daß er sich durch einen Advokaten Auskunft über die Hinterlassenschaft verschaffte. Er hat bei Lebzeiten meines Mannes so wenig nach diesem gefragt, daß ich ihn bei seinem Eintritt in die Kadettenschule nicht mehr gesehen, und Gott bewahre mich, heute nach ihm Verlangen zu tragen, wo er sich unserer Armuth schämt!“

„Leider haben Sie Recht", antwortete Vorbeck, der eine tiefe Verachtung gegen den Dragonerlieutenant hegte, weil er ihn als einen herzlosen, eingebildeten und hochtrabenden Menschen kennen gelernt, dessen Gleichgültigkeit gegen seine Geschwister so weit ging, daß er nicht einmal von ihrer Anwesenheit in der Residenz wußte. Vorbeck haßte ihn, so weit es seiner edlen Seele überhaupt möglich war, zu hassen, und bedauerte nichts mehr, als daß Ewald, in welchem sonst ein guter Kern steckte, sich ganz von diesem hinreißen ließ. Uebrigens kannte Vorbeck Gustavs Verhältnisse sehr genau; er wußte, daß dieser sein mäßiges mütterliches Erbtheil längst vergeudet, daß er tief in Schulden steckte und sich an Ewald nur deshalb klammerte, um wo möglich durch ihn aus seiner Calamität gerissen zu werden, die ihm, wenn er keine Hülfe fand, nichts übrig ließ, als seinen Abschied zu nehmen. In Vorbecks Macht lag es, ihm jede Prolongation seiner in Wucherhänden befindlichen Wechsel abzuschneiden, dennoch verschmähte er dies, obgleich Gustavs Hochmuth ihn oft schwer und absichtlich verletzt. Jetzt war auch die letzte Fessel zerrissen, welche ihn bisher zurück hielt, Gustav unverhohlen seine Verachtung fühlen zu lassen, nämlich seine Liebe zu des Lieutenants Schwester, Amine; sein schlichter, gerader Sinn zeigte ihm nur zu deutlich, daß Amine ihm vollständig entfremdet werde, und trübe Ahnungen, welche sich durch Gerüchte nur zu bald zu bestätigen schienen, vollendeten diese Ueberzeugung.

Trotzdem war Aminens Neigung für ihn keineswegs erstickt, sie fühlte sich noch ebenso hingezogen zu ihm wie früher, sie gestand sich selbst, daß sie ihn liebe, aber er — zeigte er ihr nicht die abstoßende Kälte und mußte dies nicht ihren Stolz empören? Alles schmeichelte ihr, Alles verehrte sie, nur *er* schien sie zu verachten!

Vorbeck ging. Als er wiederkehrte, fand er die bescheidene Wohnung leer. Amine und ihre Mutter hatten eine ihren

gegenwärtigen Verhältnissen mehr entsprechende Wohnung bezogen. Man sagte ihm, Amine wohne jetzt wie eine Fürstin, Amine sei . . . Doch darüber werden wir hören.

XI.

Eine Versuchung.

Wir folgen Amine in ihre neue Behausung. Man übertrieb, als man Vorbeck von dem Glanz derselben sagte, denn sie bestand eben nur aus wenigen, aber sehr geschmackvoll decorirten Zimmern für sie und ihre Mutter.

Amine sitzt in einem reizenden weißen Morgengewande, nachdenkend in den Sessel zurückgelehnt, die Wange auf die zierliche weiße Hand gestützt, das schwarze, sonst so lebhafte Auge auf die Spitzen ihrer kleinen Füße gerichtet, die in eleganten seidenen Pantoffeln ungeduldig auf der Fußbank zittern.

Seit sie das Theater betreten, ist in ihrem Wesen eine merkbare Veränderung vorgegangen. Ihr schönes Gesicht, sonst so mädchenhaft unbefangen und mit einem Ausdruck kecker Naivität in die Welt hinein schauend, hat jetzt mehr Charakter, mehr Bewußtsein angenommen; ihr Auge blickt sicherer und auf dem Grunde desselben spielt ein Feuer, das von erwachender Leidenschaft zeugt; ihre Stirn, welche sonst so kindlich die dunklen Locken umspielten, ist sinnend und verräth den Umgang mit kühnen Plänen und Gedanken; um ihren so schön geformten Mund schwebt jetzt ein Lächeln, dem die Koketterie nicht mehr ganz fremd; und diese weiße, reizende Hand, welche vor Kurzem noch so emsig und flink die Sticknadel führte, um die Arbeit schnell zu beenden, wenn es an Geld fehlte, diese schöne

Hand liebt jetzt mehr die schwebende, langsame Bewegung, als sei sie stets gewärtig, von einem Anbeter der schönen Künste, namentlich der schönen Künstlerinnen an die Lippen gedrückt zu werden.

Indeß, das Alles ist nur äußerliche und ganz nothwendige Umwandlung, denn Amine ist ja jetzt selbstständig, das Leben tritt an sie mit jenen ernsten Forderungen heran, welche es executorisch Jedem in einem gewissen Abschnitt präsentirt. Sie hat zu sinnen und zu denken über Dieses und Jenes, über ihre Rollen und namentlich über die hunderterlei wichtigen Dinge, die in einem Mädchenherzen vorgehen, wenn es überhaupt ernstlich zu denken beginnt.

Aminens Blick fiel auf ein kostbares, reich mit Brillanten besetztes Bracelet, welches an ihrem runden Arm glänzte. Ein satyrisches Lächeln schwebte über ihr Antlitz.

„Ein Geschenk meines theuren Oheims!" flüsterte sie vor sich hin, während sie die Brillanten vor ihrem Auge blitzen ließ. „Von ihm durfte ich dergleichen annehmen und ich trage es täglich, um ihm zu zeigen, wie großen Werth ich auf sein Geschenk lege. Gelingt mir meine kleine Intrigue, so wird meine arme Mutter eine glänzende Genugthuung erhalten!"

Wir müssen hier zur Erklärung von Aminens Worten eine kleine Parenthese einschalten. Unter den zahlreichen Verehrern ihres Talentes zeichnete sich nämlich jeden Abend, wenn sie auftrat, in der Prosceniumsloge ein ziemlich corpulenter Herr von einigen funfzig Jahren aus, der sich undenkliche Mühe gab, der Künstlerin seinen Enthusiasmus bemerklich zu machen.

Wie es zu gehen pflegt, blieb es nicht dabei. Amine erhielt unter den Blumensträußen, welche sie jeden Abend erntete, stets ein Bouquet von denselben Blumen, in welchem jedesmal irgend ein werthvoller Schmuckgegenstand versteckt war. Endlich kam ein riesiges Bouquet, das nicht nur dieses Bracelet,

sondern zugleich die dazu gehörige Broche und die Ohrgehänge, einen Schmuck von beträchtlichem Werth enthielt.

Amine konnte es nicht schwer sein, den Namen des Spenders aller dieser Kostbarkeiten zu erfahren, denn in der Regel sind dergleichen Präsente absichtlich nur halb versiegelte Geheimnisse. Als man ihr den Namen nannte, ward sie bleich, ihre Hand zitterte, während sie noch den eben empfangenen Strauß hielt; sie wollte ihn zurückgeben, besann sich aber plötzlich eines Andern.

Am nächsten Vormittage schon überbrachte ihr ihre Dienerin die Karte eines Herrn, welcher um die Ehre bitte, seine Aufwartung machen zu dürfen. Diese Karte machte natürlich auf Amine denselben Eindruck, welchen gestern der Name gemacht, denn eben dieser stand auf dem Papier.

„Eine Fügung Gottes!" murmelte Amine lächelnd. „Er kommt, um dem Fräulein Münter, der Künstlerin, seine Huldigung zu Füßen zu legen; er glaubt die Festung bereits halb erobert, nachdem er sie mit Brillanten beschossen; ich muß ihn in dem Glauben bestärken . . . Mütterchen, Du sollst gerächt werden!"

Die Zofe erhielt den Auftrag, den Herrn herein zu führen.

„Mein Herr Onkel! Jetzt, Amine, zeig' daß Du Kömödie spielen kannst!" murmelte Amine in großer Spannung vor sich hin, und in das Zimmer trat — der Bankier von Wennberg, Chef des Hauses J. C. Kleinmeier und Comp.

Wie wir sehen, war er also nicht nur Diplomat, Politiker und Staatsbeglücker, er verehrte und unterstützte auch die Künste, und opferte er dem Staatswohl durch Worte, die lauter edle Perlen waren, so opferte er den Künsten, namentlich den Künstlerinnen durch Brillanten und Geschmeide, und wollten wir indiscret sein, so würden wir hinzu fügen, daß er in den letzteren Kreisen als sehr liberaler Mäcen bekannt war.

Herr von Wennberg kam also, um sich endlich persönlich bei der von ihm so angebeteten Künstlerin einzuführen, der er sich bereits auf eine so brillante Weise empfohlen hatte. Mit dem süßesten und verbindlichsten Lächeln auf seinem behäbigen Gesicht näherte er sich der schönen Amine, hauchte mit seinen Lippen über die ihm bereitwillig dargereichte Elfenhand und jubelte in seinem Herzen bereits über diese Eroberung, in welcher er die Krone aller seiner bisherigen, (beiläufig gesagt sehr kostspieligen) Erfolge erblickte.

Amine spielte ihre Rolle meisterhaft, sie umgarnte den Bankier dermaßen mit den Netzen ihrer Anmuth und Liebenswürdigkeit, daß dieser ganz wonnetrunken sich kaum auf seinem Stuhl zu erhalten vermochte und ihr mehrmals zu Füßen gesunken sein würde, hätte Amine nicht jedesmal, wenn sie ihn hiezu im Begriff sah, ihm plötzlich eine so strenge Miene gezeigt, daß er wieder für einige Minuten nüchtern wurde und zur Führung einer leidenschaftslosen Conversation im Stande war.

Als Herr von Wennberg sich endlich empfahl, nahm er die auf vielfache Erfahrung begründete Ueberzeugung mit sich, daß er es hier mit einer Dame zu thun habe, die keineswegs unbesiegbar sei (denn sie hatte ihm zu deutliche Avancen gemacht), daß dies aber einen großen Aufwand von Zeit, Mühe und Kosten erfordern werde. Zu all' diesem aber war er gern bereit, denn Aminens Schönheit hatte einen zu tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht. . . . .

Amine also dachte, während wir sie am Morgen in ihrer weißen Hausrobe im Sessel finden, an ihren Oheim, der ihr seitdem mehrmals ihren Besuch gemacht, immer liebetrunkener von ihr geschieden war, und den sie in vollständige Verzweiflung versetzt, als sie ihm die Erlaubniß zu ferneren Besuchen nur unter der Bedingung gab, daß er ihr keinerlei Präsente mehr mache. Herr von Wennberg zerbrach sich also den Kopf, wie er der angebeteten Künstlerin seine Verehrung an den Tag

legen könne; denn fehlte es ihm, dem politischen Redner, auch nicht an Worten, so schienen ihm diese doch für seine beabsichtigte Eroberung im Boudoir einer Künstlerin als viel zu leichte Truppengattung.

Amine also dachte an ihren Oheim und ihre Intrigue; sie lächelte im Bewußtsein ihres Triumphs. Dann aber verschwand dieses Lächeln, ihr dunkles Auge hüllte sich in einen melancholischen Schleier, denn ihre Gedanken schweiften wiederum zu einer Person, die sie nun schon seit Wochen vergeblich erwartet, zu Vorbeck, diesem garstigen Menschen, der es unter seiner Würde hält, einer Künstlerin seine Honneurs zu machen. So oft sie an ihn dachte, fühlte sie ein Weh im Herzen; die vornehmsten Cavaliere wetteiferten um ein Lächeln von ihr und stellten tausend Dummheiten an, um sich ihr bemerkbar oder angenehm zu machen, und er, der einfache Vorbeck ... Nein, sie wolte nicht mehr an ihn denken, sie wollte ihn vergessen, wie er sie vergessen und in einem Meer von Zerstreuungen, wie es sich ihr darbot, konnte das unmöglich schwer werden.

Eben jetzt, während sie nachdenkend dasitzt, faßte sie zum hundertsten Male in wenigen Wochen diesen Entschluß, sie erhob das Köpfchen, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, um die einfältigen Gedanken zu verjagen, setzte ein herausforderndes Lächeln auf und nahm das ihrer Hand entfallene Journal, welches einen enthusiastischen Artikel über ihre letzten Rollen enthielt.

„Alle sind meines Lobes voll und erheben mich in den Himmel," sagte sie, während wieder ein Wölkchen über den Sonnenschein ihres Lächelns strich, „nur dieser Winkler ignorirt mich vollständig in seiner Zeitung! Ein wahres Glück, daß nicht auch Vorbeck Journalist, ich glaube, er würde mich fürchterlich heruntermachen!" fuhr sie mit einem mocquanten Lächeln fort ... „Ich möchte aber nur wissen, was ich eigent-

lich diesem Winkler zu Leide gethan habe! Er vermeidet mich; wo er nicht umhin kann, grüßt er mich, wie man den Hut vor einem Elephanten ziehen würde; er schweigt mich todt in seinem Journal . . . Doch, wozu mir deshalb Gedanken machen!“ rief sie, das Blatt bei Seite werfend; ich habe ihn neulich um seinen Besuch bitten lassen, erwarten wir, ob er den Eigensinn so weit treiben wird, diese Einladung zu verschmähen!“

Amine wollte eben wieder in Nachdenken versinken, als ihre Zofe herein trat und den Baron von Reineval meldete.

Er!“ flüsterte Amine, während eine heftige Röthe in ihre Wangen stieg, die sie durch eine geschickte Bewegung der Dienerin zu verstecken wußte . . . „Der Baron ist mir willkommen!“ setzte sie mit etwas unsicherer Stimme hinzu . . . „Großer Gott,“ rief sie für sich, als die Zofe hinaus war, „ich fürchte mich vor ihm, vor mir selbst jedesmal, wenn ich mit ihm zusammen bin. Ich möchte ihn fern halten von mir, ich wünschte, ich hätte ihn nie gesehen, und dennoch . . . Ich liebe ihn nicht, Gott ist mein Zeuge,“ fuhr sie zitternd fort, „aber wie ich die Gewalt nennen soll, welche die Gegenwart dieses Mannes auf mich übt, ich weiß es nicht!“ . . . .

Robert trat herein, das Ideal eines jungen Cavaliers, tadellos vom Fuß bis zum Scheitel, in seinen Bewegungen jene unnachahmbare Rundung, für welche uns bei dem Mann der Ausdruck fehlt, die wir aber bei den Frauen mit Grazie bezeichnen. Eine sichtbare innere Aufregung hatte seinem von einem matten Gelb angehauchten Antlitz eine lebhaftere Färbung gegeben, welche seine Schönheit nur erhöhte, aus seinem blauen Auge sprach ein gewisser Schmerz, eine innere Zerfahrenheit, ein Zwiespalt mit sich selbst oder mit der Welt, dessen Ausdruck seinem stets heiteren und trotzigen Antlitz sonst gänzlich fremd war. Sein ganzes Erscheinen hatte etwas Leidenschaftliches, als habe er sich soeben erst einer ihm peinlichen Scene entrissen.

Der junge Baron war Amine nicht mehr so fremd, wie wir Beide verlassen haben; mit jener dem Cavalier so geläufigen, liebenswürdigen und unabweisbaren Manier hatte er sich trotz Aminens Widerstreben bei ihr einzuführen gewußt, und als Amine, instinctmäßig schon damals die Gewalt fühlend, welche dieser junge Mann über sie zu gewinnen im Stande sei, wenn sie sich nicht vor ihm zurückziehe, bei ihrer Mutter Schutz gesucht, hatte Robert es verstanden, auch die Majorin durch seine persönliche Liebenswürdigkeit so schnell zu gewinnen, daß diese, die Gründe von Aminens Zurückhaltung nicht ahnend, auf Roberts Seite trat. So hatte denn Robert den ersten Sieg errungen, nach welchem ihm die übrigen ein Leichtes erschienen.

Amine hatte ihn nie in solcher Aufregung gesehen; sie fühlte noch das Zittern seiner Hand, als er die ihrige ergriff und einen Kuß auf dieselbe drückte, der ihr bis in das Herz hinein glühte. Auch Amine verlor ihre Sicherheit, als Roberts Auge schon beim ersten Gruß ihr mehr verrieth, als er bisher gewagt hatte. Vielleicht war er seiner selbst nicht ganz Herr, vielleicht war es Absichtlichkeit.

„Sie scheinen aufgeregt, Herr Baron; Ihnen ist etwas Unangenehmes widerfahren?“ fragte Amine verwirrt, während sie mit leiser Gewalt ihre Hand der seinigen entzog, und auf einen Sessel zeigte.

Robert suchte sich zu fassen und so ruhig wie möglich zu erscheinen; er zog den Sessel zu dem Aminens.

„Nichts Unangenehmes!“ antwortete er mit einem forcirten Lächeln. Nur ein kleiner Disput mit meiner stets kränklichen Mutter. Das Klima sagt ihr nicht mehr zu, sie verlangt nach Amerika zurück zu kehren, wohin ich sie begleiten soll.“

Amine erbleichte bei dieser Nachricht. Sie fühlte dies und machte sich selbst Vorwürfe, indem sie sich einzureden suchte, sie habe durchaus keine Veranlassung hiezu. Robert seinerseits

sprach keine Unwahrheit, und dennoch verschwieg er Aminen die Wahrheit. Seit acht Tagen hatte er die letztere nicht besucht, weil seine Mutter ihm das heilige Versprechen abgedrungen hatte, von Aminen zu lassen. Umher gejagt von seiner Leidenschaft, nirgendwo Ruhe vor derselben findend und immer das Bild Aminens vor Augen, war er endlich vor seine Mutter getreten mit dem Geständniß, er habe ihr ein Versprechen gegeben, das er zu halten nicht im Stande sei. Vergeblich hatte die Baronin ihn beschworen, ihn auf ihren Knien angefleht, diese Leidenschaft zu ersticken, ein Traum habe ihr gesagt, daß diese sein Verderben werde und niemals habe ein Traum sie getäuscht; sie hatte ihm vorgestellt, wie er heute von einem Wesen bezaubert sei, das er nach seiner Gewohnheit morgen wie ein zerbrochenes Spielzeug bei Seite werfe, sie beschwor ihn also, sich und dieses unglückliche Mädchen zu retten, da es noch Zeit sei. Robert aber hatte kein Ohr für vernünftige Vorstellungen, er stürzte fort, er irrte in den Straßen umher, ohne zu wissen, wo er sich befand, bis er endlich aufschaute und sich vor Aminens Wohnung sah.

Robert kannte die Sehergabe der Mutter; oft hatte er Gelegenheit gehabt, sie in ihren magnetischen Träumen Dinge erzählen zu hören, die dann mit erstaunlicher Genauigkeit eingetroffen; seine Leidenschaft war aber gewohnt, alle factischen Hindernisse über den Haufen zu werfen, wie hätten ihn heute moralische zurück zu halten vermocht! Wenige Minuten darauf stand er vor Amine und ihr Anblick übte heute einen doppelten Zauber auf ihn, da er sie so lange zu meiden gezwungen war.

„Sie fragen mich, warum ich so aufgeregt, Sie fragen, ob mir etwas Unangenehmes passirt, aber Sie stellen mir nicht die eine Frage, warum ich so lange nicht zu meiner Heiligen gewallfahrtet!“ begann Robert, nachdem er sich gesammelt.

„Ist dies schon so lange?“ antwortete Amine möglichst unbefangen, denn es wäre eine Provocation gewesen, zu fragen, wer diese Heilige sei.

„Mir war es eine Ewigkeit!“

„Und wenn ich Ihnen nun diese Frage stellte, Herr Baron?“

„So würde ich antworten, daß ich inzwischen endlose Qualen erlitten, daß ich nirgendwo Ruhe und Rast gefunden, daß es mir war, als fehle mir die Seele, als fehle meinem Auge das Licht, meiner Brust der Athem, als wandle ich wie ein lebendig Todter umher.“

Amine schwieg verlegen, die Furcht beschlich ihr Herz von Neuem, denn Robert sprach das mit einer solchen Heftigkeit, daß sie erschrack. Dennoch mußte sie sich selbst gestehen, daß er doppelt schön in diesem Affect.

„Sie fragen auch nicht, warum mir Alles das fehlte!“ fuhr Robert mit bittrem Vorwurf fort, indem er ihr kaum merkbar näher rückte. „Sie sind so gleichgültig, so kalt gegen mich, Amine, während ich doch mit Freuden mein Leben hingäbe, um Ihnen auch nur einen Augenblick trüben Nachdenkens zu ersparen! Amine,“ fuhr er fort, „zum ersten Male diesen Namen in ihrer Gegenwart aussprechend, „da Sie nicht fragen, gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, was mich so elend machte, was mir selbst diesen Augenblick wie Feuer auf der Seele brennt!“

„Ein andermal, Herr Baron; ich bitte Sie darum! Sie sehen mich heute von meinen eignen Interessen so sehr beansprucht, daß es mich schmerzen sollte, wenn ich Ihrem Kummer weniger Theilnahme zu widmen im Stande wäre, als ich das Bedürfniß fühle.“

Amine glaubte durch diese Abschweifung glücklich an der verhängnißvollen Klippe vorüber zu kommen, vor der sie sich zu ihrem Schrecken gesehen; trotzdem zürnte sie sich selber über diese Ablenkung. War es weibliche Eitelkeit oder war es mehr,

was sie dennoch neugierig auf ein Bekenntniß machte, dessen Inhalt ihr keinen Augenblick zweifelhaft sein konnte. Sie bereute ihre Uebereilung und war doch thöricht genug, diese durch einen Blick wieder gut zu machen, der wie ein Funke in Roberts Herz fiel.

Ehe sich Amine dessen versah, hatte Robert ihre Hand ergriffen und preßte dieselbe an seine Lippen; und ehe sie ihm diese entziehen konnte, lag er kniend zu ihren Füßen. Eine verzehrende Gluth leuchtete aus seinem Auge, seine Züge waren in fieberhafter Spannung, seine Hand war heiß, während sie die ihrige fast convulsivisch drückte.

Amine fühlte sich von einem Schwindel befallen, es pochte in ihren Schläfen, in ihrer Brust, in ihren Pulsen. Sie versuchte sich zu erheben, aber sie vermochte es nicht; sie wagte nicht auf Robert hinab zu blicken, sie fühlte, daß ihr Antlitz glühte; ein Schleier legte sich vor ihr Auge. Es war ihr, als habe ein Zauber sie ganz plötzlich mit seinen Banden umschlungen. Ja, dieser Zauber und diese Bande nahmen alsbald wunderbare Formen und Gestalt an: ein Arm umschlang ihren Leib mit heftigem, leidenschaftlichem Druck, ein Kuß brannte auf ihre Lippen. Beides brachte sie einer Ohnmacht nahe.

Secunden verstrichen ihr in traumähnlichem, halb bewußtlosem Zustande; sie fühlte abermals einen glühenden Hauch, zwei brennende Lippen auf den ihrigen, sie fühlte ein Herz an dem ihrigen klopfen, sie hörte endlich den Namen Amine mit einer Inbrunst aussprechen, der alle ihre Lebensgeister wieder zusammen rief.

Mit einer gewaltsamen Anstrengung entriß sie sich der Zaubergewalt, ihr volles Bewußtsein kehrte zurück, ihr Blick klärte sich — mit einem Schrei sank sie in den Sessel zurück, denn sie sah Robert vor sich, dessen Armen sie sich entrissen, der mit einer flehenden, so unendlich innigen Geberde sich ihrer

Hände wieder zu bemächtigen suchte und dessen Blick so demüthig um Vergebung bat.

Schweigend verhüllte sie das Antlitz; Thränen entperlten ihren Augen, Thränen des Glücks und der Verzweiflung zugleich. Reue und Selbstvorwürfe bestürmten ihre Seele, und dennoch empfand ihr Herz gleichzeitig ein Gefühl des Triumphes, des Glückes — beide Extreme kämpften in ihr um den Sieg.

„Verzeihung, Amine!" hörte sie wiederum die so innige, flehende Stimme Roberts, während er wieder vor ihr nieder kniete und leise ihre Hände von ihrem Antlitz zu ziehen suchte. „Zürne mir nicht, Amine; sieh ich liebe Dich mit einer Gluth, die mich verzehren, die mich in den Wahnsinn stürzen würde, wenn Du mich zurückstießest. Du selbst sahst ja, welche Gewalt ich mir that, indem ich diese Liebe zu ersticken, indem ich mich fern von Dir zu halten suchte, aber ohne Dich ist mein Leben eine Hölle, ohne Dich ist mir jeder Gedanke Verzweiflung, jeder Pulsschlag ein tödtlicher Schmerz . . . Amine, kannst Du mich lieben?"

In Aminen hatte der innere Kampf sich inzwischen zur Entscheidung geneigt. Sie öffnete das Auge, in dessen Wimpern eine Thräne perlte. Sie hatte sich den Muth erkämpft, Robert in das seinige zu schauen, ja sie hatte sogar die Kraft, seinen Blick zu ertragen.

„Herr Baron," sagte sie mit matter Stimme. „Ich bin schwach gewesen, ich bekenne es, und vielleicht trägt zu meiner Entschuldigung der Augenblick einen Theil der Schuld. Was Sie gethan, ich verzeihe es Ihnen, wenn ich überhaupt das Recht noch habe, zu verzeihen, doch unter der Bedingung, daß auch Sie vergessen... Thorheit wäre es von mir, Ihnen jetzt noch verhehlen zu wollen, daß in meinem Herzen, das leider den Eindrücken zugängiger als es sein darf, eine leise Stimme für Sie spricht; aber nicht allein die Vernunft, dieses Herz

selbst gebietet dieser Stimme des Verrathes Schweigen und war es auch möglich, daß dieselbe in einem unbewachten Augenblick sich ein Recht anmaßte, das ihr nicht gehört, so wird sie fortab doch für immer erstorben sein."

Sprachlos, das Auge zu Boden gesenkt, kniete Robert vor ihr. Sein Schweigen gab Amine Muth.

„Ich spreche zu Ihnen, Herr Baron, als zu einem Ehrenmann, dem ich volle Wahrheit schuldig bin, und diese ist mir selbst eine heilige Pflicht. Da es Ihnen gelang, mich zu überraschen, vielleicht liegt es mit in der nervösen Aufregung, in der ich mich befinde, seit ich die Bühne betreten. Ich zürne Ihnen nicht, daß Sie das Recht des Mannes einem schwachen Mädchen gegenüber geltend machten, wenn Ihre Neigung wirklich eine aufrichtige ist; ich danke Ihnen für dieselbe und will sie mit ebenso aufrichtiger Freundschaft erwidern. Aber auch die Pflicht des Mannes werden Sie erfüllen, indem Sie das Vorgefallene vergessen, eben aus Rücksicht für die Schwäche dieses Mädchens. Ich kann, ich darf Ihre Liebe nicht erwidern! Lassen Sie sich diese Erklärung genügen und vergessen wir Beide!"

Roberts Liebe war in der That eine aufrichtige, aber eben nur eine solche, deren er überhaupt fähig war. Die Sinnlichkeit dominirte in derselben. Aminens Erklärung traf ihn anfangs wie ein Blitz, dann rührte ihn der Schmerz, welcher in ihrer Stimme lag, aber Beides war nur momentan. Aminens Worte überzeugten ihn, daß ihr Herz bereits einem Andern gehöre. Seine Leidenschaft hatte sich zwar nicht abgekühlt, aber sie gab wenigstens schon einer gewissen Ueberlegung Raum. Gehörte Amine wirklich einem Andern, wohlan, so galt es, sie diesem streitig zu machen, denn was heiligte in seinen Augen das Recht dieses Andern? Amine war unvorsichtig genug gewesen, ihm zu gestehen, daß in ihrem Herzen eine Stimme für ihn spreche, sie hatte auch ihm dadurch ein gewisses Recht auf

dieses Herz eingeräumt. Sie bot ihm Freundschaft, aber was war ihm die Freundschaft eines Mädchens!... Und dennoch überlegte er, der trotz seiner Jugend bereits die Erfahrung eines Feldherrn besaß, daß es gerathen sein könne, diese Freundschaft einstweilen als das für den Augenblick Erreichbare anzunehmen.

Mit einer allerdings aufrichtigen Verzweiflung erhob er das Auge wieder und schaute Amine lange und vorwurfsvoll in das ihrige. Er sah die Thräne in demselben, und konnte diese nicht ein Zeichen des Schmerzes sein, welchen die Entsagung ihr verursachte? Des Mannes Eitelkeit ist stets sehr schnell zu egoistischen Deutungen geneigt, und an der Roberts trug allerdings die Schwäche des weiblichen Geschlechtes für seine äußere Erscheinung einen großen Theil der Schuld.

„Amine," sagte er in schmerzvollem Ton, „wie gern küßte ich die Thräne aus Ihrem Auge fort, die ich Ihnen verursacht. Ich fluche mir, und dennoch spreche ich mich frei, denn ich kann ja nicht anders als Sie lieben! Sie sprachen soeben mein Todesurtheil, und dennoch liebe ich Sie!... Sie bieten mir Ihre Freundschaft, dieses kalte, elende Gefühl, das kaum des Wortes werth ist, in das es sich kleidet! Ich kenne die Freundschaft nicht, ich verstehe sie nicht, denn sie ist zu wenig für mein Herz; aber Sie wollen es und ich füge mich; ich nehme Ihre Freundschaft an, wenn Sie mir nur gestatten, Sie dafür zu lieben, zuweilen diese theure Hand zu küssen, einen lächelnden Blick aus Ihrem Auge, meinem Himmel, zu haschen und ... die Hölle des Verschmähtseins in mir zu tragen!" setzte er mit verzweifelter tonloser Stimme hinzu.

Amine bedurfte ihrer ganzen Kraft, um nicht aus ihrem Ton zu fallen. Sie sah ein, daß es nothwendig, diese Scene zu Ende zu führen, wenn sie nicht fernere Gefahr laufen sollte. Sie erzwang ein Lächeln und reichte Robert die Hand.

In diesem Augenblick trat die Zofe ein und meldete eine

Dame, welche sie dringend zu sprechen verlange. Amine segnete diese Unterbrechung; wäre sie wenige Minuten früher geschehen, sie hätte ihr eine Niederlage erspart, welche die traurigsten Folgen haben sollte.

Amine fühlte, daß sie mit dem Stempel der Aufregung an ihrer Stirn unmöglich in Gegenwart eines jungen Mannes gefunden werden dürfe. Mit einem bittenden Blick auf Robert zeigte sie auf die Thür des Vorzimmers ihrer Mutter.

„Durch jene Thür erreichen Sie den Corridor!“ rief sie leise.

Kaum war Robert verschwunden, als eine weibliche Gestalt in schlichter dunkler Kleidung, tief verschleiert auf der Schwelle erschien.

Diese Gestalt, diese Kleidung kannte Amine. Ein jäher Schreck durchbebte ihre Glieder, sie stieß einen leisen Angstruf aus.

XII.

Der Amerikaner.

In einer der ärmsten und entlegensten Vorstädte und in dieser Vorstadt wieder in einer der entlegensten, sich in das freie Feld verlierenden Gassen stand das letzte Haus wie ein verlassener und vergessener Vorposten. Es ist altersschwach und gebrechlich, steht auch so ganz außer der schnurgeraden Reihe, welche die übrigen, neueren Häuser bilden, und in der ganzen Straße wartet Alles darauf, daß endlich dieses Haus einmal verkauft und niedergerissen werde.

Das Haus ist wenig bewohnt; das Parterre hat ein Leim-

fabrikant gemiethet, in die obere Etage theilen sich ein alter pensionirter Beamter, der die freie Aussicht liebt, und eine alte Frau, die in der Stadt einen Trödelladen hält, und der auch die Hälfte der großen Dachräume gehört, weil sie in diesen die Vorräthe aufbewahrt, welche in ihrem kleinen Laden keinen Platz finden. Es kann daher nicht auffallen, daß sie häufig ganze Ladungen oder Körbe von alten Kleidern oder altem Geräth hieher und auch wieder von hier zurücktransportiren läßt.

Dieser Bodenraum bestand früher aus zwei Wohnungen, für die sich keine Miether mehr finden wollten, weil es im Winter darin vor Kälte nicht auszuhalten war. Diese Dachwohnungen hatten zwei ganz getrennte Aufgänge und während die eine als Trödelmagazin diente, hatte die andere mehre Jahre leer gestanden.

Erst seit Kurzem hatte sich dennoch ein Philosoph gefunden, der die leere Dachwohnung, eine geräumige, aber gar nicht zu erwärmende Stube, und ein Kämmerchen bezogen. In der Nachbarschaft erzählte man sich, er sei ein alter Corporal, der ein kleines Kapital geerbt und von seinen wenigen Zinsen lebe. Pünktlich um eine bestimmte Stunde Mittags sah man ihn mit der kurzen Pfeife im Munde, einen tüchtigen Knittel in der Hand feldeinwärts marschiren und wenn er vor Einbruch der Nacht nach Hause zurückkehrte, war sein sonst grauer Schnurbart ganz weiß von Frost und Eis.

So auch kehrte er heut Abend nach Hause, kletterte rüstig die steile Treppe hinan zu seiner Wohnung, schritt durch die große Stube in das Kämmerchen, zündete eine Lampe an, machte sich sogleich an's Werk, um den kleinen eisernen Ofen zu heizen, und fluchte ein Kreuzmohrenelement über das andere, als die Kohlen nicht brennen wollten.

Beim Schein der Lampe erkennen wir auch in ihm einen alten Bekannten, nämlich unsern Friedrich, den ehemaligen

Diener des Majors. Auch Friedrichs Verhältnisse sind ganz andere geworden. Nach dem Tode seines Herrn wandte er sich zur Residenz, um hier einen neuen Dienst zu suchen. Als er bei seiner Schwester anklopfen wollte, die er seit langen Jahren nicht gesehen, sagte man ihm, sie sei vor acht Tagen gestorben. Friedrich war nicht übermäßig traurig, zumal er hörte, daß die gute Schwester, die früher an einen Portier verheirathet gewesen, einige Tausend Thaler hinterlassen und daß er ihr einziger rechtmäßiger Erbe sei. Er beschloß, keinen Dienst mehr anzunehmen, sondern von den geringen Zinsen zu leben und sein eigener Herr zu sein.

So kam es, daß wir ihn in diesem Hause wieder treffen. Friedrich wohnte erst seit einigen Wochen in demselben und beschränkte sich während des Winters ganz auf das Kämmerchen, auf dessen Ofen er sich auch sein Mittagsmahl bereitete. Anfangs war er hier nur durch eine Anzahl von Mäusen behelligt worden und lebte in tiefster Ruhe, als er diese alle weggefangen; dann aber, und namentlich seit acht Tagen, war es Abends ziemlich lebhaft nebenan in dem Trödelmagazin geworden; er hörte Stimmen, er hörte sogar hämmern und zerbrach sich vergeblich den Kopf, was nur da drüben vorgehen könne, denn die Wand war nur von Brettern errichtet, der Schall von drüben her klang aber trotzdem sehr dumpf, vermuthlich weil an dieser Wand eine Menge alter Plunder aufgehängt sein mochte.

Anfangs war Friedrich nur ärgerlich über diese Störung, denn er liebte die Einsamkeit und war ein wenig Menschenfeind geworden, dann aber ward er neugierig und zuweilen wollte es ihm erscheinen, als müßten da drüben ganz sonderbare Dinge getrieben werden, die nicht nothwendig zum Trödelgeschäft gehörten.

Friedrich hatte etwas vom Gensdarmen-Instinct in seiner Natur; er beschloß also, einmal aufzupassen, was für Leute

eigentlich die an der andern Seite des Hauses liegende Treppe der Trödlerin des Abends hinanstiegen. Friedrich legte sich auf die Lauer um die Zeit, wo er die Stimmen drüben zu hören pflegte und sah einige Männer von ganz unverdächtigem Aeußern ins Haus und die Treppe hinaufgehen. Ihnen nachschleichend hörte er, wie auf ihr Klopfen droben geöffnet wurde und eine alte Weiberstimme sie empfing.

Sonderbar war dieser nächtliche Besuch immerhin, denn was konnten diese Leute jeden Abend bei der Alten zu suchen haben! Indeß er ließ es gehen. Allmälig ward ihm aber die Sache doch interessant; er hörte sonderbare Reden, denn die da drüben mußten gar nicht wissen, daß diese anstoßende Wohnung seit Kurzem bewohnt war. Friedrich begann allmälig die Bretterwand zu untersuchen, um zu sehen, ob sich nicht irgendwo eine schadhafte Stelle finde.

In der That sah er bei dieser Untersuchung, daß die dem schräg herabfallenden Dach zunächst befindlichen Bretter, von denen die Tünche längst abgefallen war, nur lose zusammenhingen. Da den Tag hindurch drüben Alles still war, so machte er sich eines Morgens mit Brecheisen und Zange an's Werk; es gelang ihm, die beiden kurzen und schräg geschnittenen Bretter abzulösen und so eine Lücke in der Dachdecke zu machen, durch welche er allenfalls hindurch kriechen konnte.

Friedrich bückte sich, um zuvörderst einen Blick in die Nachbarschaft zu werfen. Es war Alles finster vor seinem Auge. Er streckte den Arm hindurch und faßte ein Stück wollenes Zeug, das er, als er die Lampe zu Hülfe nahm, als den Zipfel eines alten Mantels erkannte. Bei weiterer Untersuchung bestätigte sich seine Vermuthung: die ganze Wand war mit alten Garderobestücken behängt.

Er ließ sich auf die Knie nieder, kroch in die Oeffnung, wühlte sich vorsichtig durch die Kleidungsstücke und sah bald einen matten Lichtschimmer. Leise schob er das letzte Hinderniß

zurück und befand sich in einem Raum, dessen Wände allerdings alle mit Kleidern der verschiedensten Art garnirt waren.

„Trödel! Nichts als Trödel!“ brummte er, sich weiter wühlend und vorsichtig umher lugend. Niemand war hier. Friedrich stellte sich auf seine Beine, um seine eigentliche Recognoscirung zu beginnen, die denn auch das merkwürdigste Resultat hatte.

Rechts und links, halb unter den Kleidungsstücken verborgen, standen einige mit Messing beschlagene Holzkisten, in der Ecke stand ein kleiner Schmelzofen, auf einem Tisch standen und lagen zum Theil nur halb geleerte Gläser, zwei Leuchter mit tief herabgebrannten Lichten und allerlei Goldschmieds- und Schlosser-Werkzeug. Ein Schraubstock hing an der Ecke dieses Tisches; daneben lagen einige verdrehte Dietriche, die Friedrich namentlich mit großen Augen betrachtete.

„Hm,“ brummte er, die Dinger hin und her besehend, „wo Dietriche sind, pflegen auch die Spitzbuben nicht weit zu sein. Die Sache fängt an, interessant zu werden!“

Friedrich untersuchte den Schmelzofen genauer und fand, daß an demselben noch vor ganz Kurzem gearbeitet worden sei; das bewiesen auch die umher liegenden Tiegel und Werkzeuge. So kam er an die Kisten. Diese waren nicht verschlossen. Friedrich hob neugierig den Deckel der ersten und sah zu seinem Erstaunen eine Sammlung so ungleicher Gegenstände darin, daß er Anfangs seinen Augen nicht trauen wollte.

Da lagen nämlich goldne und silberne Uhren, Ketten, Hals- und Armbänder, Brochen, Ringe, silberne Becher, Löffel und Gott weiß was für Werthsachen so pêle-mêle durch einander, als wären sie das elendeste Gerümpel von der Welt. Ja, was noch mehr war, einzelne derselben, wie z. B. Löffel, silberne Schüsseln und Leuchter waren gewaltsam zusammen gebogen, als sollten auch sie demnächst in den Schmelztiegel wandern.

Man sah, der Besitzer gab nichts auf die Form, sondern Alles auf das Wesen.

Die andere Kiste sollte Friedrich als Commentar der ersten dienen: in dieser lagen nämlich lauter schon eingeschmolzene Gegenstände, die zu unförmlichen Silberklumpen geworden, ferner alte silberne und goldene Schaustücke, Platten rc., Alles von gediegenem Silber. Es war kein Zweifel, daß man die größeren Silbersachen gleich zusammen geschmolzen und so hier untergebracht hatte.

„Das ist ja eine saubere Nachbarschaft!“ murmelte Friedrich. „Kein ehrlicher Christenmensch geht mit kostbaren und werthvollen Dingen so um, wie hier damit gehaust wird; was man ehrlich bezahlt, nimmt man in Acht und schmelzt man nicht zu unförmlichen Klumpen zusammen; meine Nachbarin muß also ganz eigenthümliche Geschäfte betreiben, denen diese Lumpen hier nur als Deckmantel dienen... Daher also auch das Klopfen und Hämmern und was sonst hier getrieben wird!... Jedenfalls muß ich dahinter kommen. Um acht Uhr pflegen sie sich hier einzustellen, wenn ich also ein Viertelstündchen vorher mich dort hinter den Kleidern verstecke, so kann ich die ganze saubere Gesellschaft belauschen.“

Friedrich trat behutsam seinen Rückzug an, stellte die Bretter wieder an ihren Ort, verhielt sich den ganzen Tag stiller als sonst, um ja nicht seine Anwesenheit zu verrathen, und erwartete mit Sehnsucht den Abend. — Dieser kam und fand Friedrich auf seinem Posten hinter einem alten, bis auf den Boden herabhangenden Militärmantel und einem großen Schuppenpelz versteckt, durch welchen ersteren er sich ein Loch geschnitten, um hindurch lugen zu können.

Seine Geduld sollte indeß heute stark auf die Probe gestellt werden. Eine Stunde verging, ohne daß sich Jemand sehen ließ; es fröstelte ihn bereits trotz dem Pelz, der ihn halb verhüllte. Eben wollte er verdrießlich den Posten aufgeben,

als er polternde Schritte und Stimmen vernahm. Gleich darauf traten zwei Gestalten herein. Die Eine von ihnen zündete das auf dem Tische stehende Licht an und Friedrich sah zwei noch junge, anscheinend dem besseren Arbeiterstande gehörende Männer vor sich, die ermüdet auf den Stühlen Platz nahmen.

„Die Alte ist heute hart dran gewesen, weiß Du schon?“ begann der Eine. „Man hat sie als der Hehlerei verdächtig abgeführt, sie hat sich aber gut heraus geschwindelt und nachgewiesen, daß die Perlenschnur bei ihr von einer ganz unverdächtigen Person versetzt worden ist, und man kann sie höchstens wegen unbefugten Pfandleihens in Strafe nehmen.“

„Wer die fangen will, muß früh aufstehen!“ sagte der Andere lachend.

„Der Amerikaner will heut Abend mit der Rosen aufrechnen und den Kram da in Empfang nehmen,“ begann der Erste nach einer Pause wieder, auf die Kisten zeigend; „bin doch neugierig, wie viel davon auf unseren Part fallen wird. Er schickt all' das Zeug nach Amerika hinüber, verkauft es dort zu hohen Preisen und wir, die wir es anschaffen, bekommen ein Butterbrod dafür.“

„Für die kleinen Geschäfte braucht er uns, die großen macht er auf eigne Rechnung,“ sagte der Andere. „Er soll übrigens wieder was Wichtiges auf Händen haben. Die Rosen gab mir gestern so einen kleinen Wink. Ein Mordkerl, dieser Amerikaner!“

„Kein Wunder; er hat ja die beste Gelegenheit! Er soll bei einem reichen und vornehmen Herrn dienen, kommt also in die größten Häuser, hat dort seine Verbindungen mit den Bedienten und braucht uns nicht, wenn es da ein Geschäft zu machen giebt.“

„Schlaumche hat übrigens versprochen, heut Abend den Rothen mit zu bringen; der Amerikaner will ihn sprechen, weil er ihn

bei seinem Geschäft benutzen will. Der Junge scheint übrigens viel zu versprechen; man muß ihn zu erziehen suchen!"

Abermals Geräusch auf der Treppe, die Thür öffnete sich und herein trat Schlaumche, hinter ihm unser Sam, der unter dem Vorwande krank zu sein, heute frühzeitig seine Kammer gesucht hatte.

„Die Rosen ist schon drüben mit dem Amerikaner!" begann Schlaumche mit einem listigen Zwickern seiner Spitzbuben-Augen. „Ihr sollt die Kisten hinüber schaffen, er will mit ihr aufrechnen und dann sollen wir unsern Antheil in Empfang nehmen."

„Und wo bleiben die Andern?" fragte einer der Ersten.

„Sind vielleicht mit wichtigen Dingen beschäftigt. Die Rosen kann ihnen ja ihren Antheil aushändigen. Ich für meinen Theil brauche Geld, denn ich bin abgebrannt, und unser Sam da, der heute seine Instructionen von dem Amerikaner empfangen soll, braucht auch Vorschuß; wir sind total trocken gelegt."

Zu Friedrichs Erstaunen öffnete sich in der gegenüberstehenden Wand eine Thür; eine dicke Weibsperson mit rothen Backen, rother Nase und kleinen listigen Augen erschien in derselben und überblickte mit einer gewissen Protectormiene die Gesellschaft.

„Ist das der Rothe?" fragte sie, auf Sam zeigend.

„Allerdings, die Farbe ist nicht zu verwechseln, dünkt mich, Mutter Rosen!" antwortete einer der Ersten.

„Komm herein, mein Junge!" rief sie ihm freundlich zuwinkend. „Wollen mit Dir ein Wörtchen plaudern. Wenn Du zu gebrauchen bist, sollst Du's gut haben!"

Sam schaute sich die dicke Person mit frechem Lächeln an, warf noch einen Blick auf seine Kameraden aus dem Paradies und folgte der Alten, welche die Thür hinter ihm schloß.

„Weißt denn Du, Schlaumche, um was es sich eigentlich

handelt?“ fragte der Eine. „Wir scheinen diesmal nicht mitspielen zu sollen.“

„Weiß nichts davon,“ antwortete der Jude die Achsel zuckend und sich eine Cigarre anzündend. „Bin heute auch nur wegen der Aufrechnung hier.“

„Wenn mir recht ist, hab' ich so was munkeln gehört, als gelte es einem nächtlichen Besuch bei dem reichen Bankier von Wennberg!“

„Möglich! Ich weiß noch nichts davon!“ betheuerte der Jude.

Friedrich spitzte in seinem Versteck die Ohren, als er den Namen Wennberg hörte.

Sam war inzwischen in einen weiten Saal getreten, dessen eine Wand sich schräg abdachte. Ein eiserner Ofen verbreitete eine glühende Hitze um sich her. An einem in der Mitte des übrigens ganz leeren Raumes stehenden Tische saß ein Mann, der den Kopf in die Hand stützte und den Qualm einer Cigarre vor sich hin blies.

Mutter Rosen trat von Sam gefolgt an den Tisch. Der Sitzende hob mechanisch den Kopf, während die erstere schweigend auf den Knaben deutete.

Sam seinerseits stand plötzlich wie eine Salzsäule da und gaffte den Mann mit offnem Munde an, denn dieser war kein anderer als der Reiter, dem er neulich durch die Straßen gefolgt und dem er ohnehin seinen Besuch zugedacht.

Auch Walter, denn dieser war es, schien durch Sam's Erscheinen nicht wenig überrascht.

„Du bist's!“ rief er laut auflachend. „Doch schon gut, bist mir ebenso recht als wärst Du ein Anderer! Gieb mir die Hand, Bursche; daß Du zu gebrauchen bist, davon hast Du mir schon den Beweis geliefert, es bedarf also einer Probe weiter nicht ... Laßt den Juden hereinkommen, Mutter Rosen; wir wollen einen Rath halten!“

Schlaumche wurde herein gerufen und kam wie ein Wiesel heran geschlichen.

„Setzt Euch!“ begann Walter mit befehlendem Ton und Miene, sich auf seinem Stuhl rekelnd und die Beine von sich streckend. „Ich habe nicht lange Zeit, kommen wir also zur Sache ... Dein Name ist Sam?“ fragte er diesen.

„Sam Kilian, ja!“

Nun gut also, mein lieber Sam: Du bist in dem Hause des Bankier Wennberg?“

Sam bejahte dies.

„Du kennst die Lokalitäten seines Bureaus?“

„Da Schlaumche es verlangte, schlich ich mich in das Haus und habe mir Alles genau angesehen.“

„Du weißt auch, wie man durch die nach dem Hofe führende Hinterthür in das Haus kommt?“

Sam nickte bejahend.

„Wirst Du im Stande sein, uns von den Schlüsseln der eisernen Riegel, welche die Thür zur Kasse schließen, einen Wachsabdruck zu verschaffen?“

Sam ward durch diese Frage ein wenig verlegen; er schaute den Amerikaner verblüfft an.

„Es handelt sich um eine Summe von mindestens hunderttausend Thaler. Zehntausend fallen davon auf Deinen Theil,“ fuhr dieser fort. „Du siehst also, daß Du Dein ganzes Lebensglück begründen kannst, wenn Du Dir die kleine Mühe giebst, einen Abdruck dieser Schlüssel zu verschaffen.“

Sein Lebensglück! Zehntausend Thaler! Der Klang dieser Summe durchfieberte den ganzen Burschen. Seiner Meinung nach hätte viel weniger genügt, sein ganzes Lebensglück zu begründen; er sah sich bereits als kleiner Millionär durch die Straßen stolziren.

„Nun?“ fragte Walter ungeduldig. „Ist da so viel zu überlegen? Kannst Du, oder nicht?“

„Ja, ja!“ platzte Sam heraus in der Angst, sein ganzes Lebensglück sich entwischen zu sehen.

„Gut also. In acht Tagen treffen wir uns hier wieder, um dieselbe Stunde. Gelingt's Dir früher, so weißt Du den Weg hieher oder laß mich durch Schlaum Bescheid erhalten... Du brauchst Geld, nicht wahr?“

Sam nickte begierig mit dem Kopf.

„Mutter Rosen, zahlen Sie dem Burschen funfzig Thaler auf Abschlag aus... Du siehst, wir sind keine Knauser hier und wenn Du zu gebrauchen bist, sollst Du ein Leben führen wie der liebe Gott selbst... Jetzt geh' Deiner Wege, mein Sohn!“ sagte er, ihm die Hand reichend, die Sam mit einer gewissen Ehrfurcht hinnahm. „Mutter Rosen wird Dir das Geld zahlen. Uebrigens sei pünktlich, wie wir es hier gewohnt sind. Mit Schlaum und den Uebrigen hab' ich noch zu reden!“

Schlaumche flüsterte ihm zu, er werde ihn in einer Stunde im Paradies treffen. Mutter Rosen gab Sam einen Wink und Beide entfernten sich durch eine Thür im Hintergrunde.

Wer war glücklicher als Sam, da er sich auf der Straße sah. In seiner Hand lag eine schwere Rolle mit lauter blanken Thalern, die ihm Mutter Rosen vor seinen Augen abgezählt und in das Papier gerollt hatte; ihm war's, als werde es fortab Geld regnen, er berechnete schon, was er mit all' dem Gelde anfangen werde und in seiner tollen Freude machte er die wildesten Sprünge.

Plötzlich aber fiel er aus allen seinen Himmeln; er gedachte der Aufgabe, welche man an dieses Geld geknüpft, und diese Aufgabe schien ihm eine fast unlösbare. Wie sollte er, der elende Stalljunge, zu einem Abdruck der Schlüssel zur Hauptkasse seines Herrn kommen! Er zerbrach sich den Kopf, er sann hin und her, aber ihm wollte keine Möglichkeit einfallen. Endlich beschloß er, sich die Sache für heute wenigstens noch aus dem Sinn zu schlagen, morgen und übermorgen konnte er

ja genug darüber nachdenken; er hatte ja ganze acht Tage Frist vor sich.

Sam erschien es viel zu plebejisch, den weiten Weg bis zum Paradies zu Fuß zurück zu legen; Leute, die so viel Geld haben, brauchen nicht zu Fuß zu gehen. Er warf sich also in eine Droschke und fuhr als grand seigneur ins Paradies. Unterwegs öffnete er die Rolle und vertheilte das Geld sorgfältig eingewickelt in seine Taschen. Was war sein Onkel Kilian doch jetzt für ein armer Schlucker gegen ihn; er wollte darauf wetten, daß jener nicht halb so viel baares Geld besitze wie er!

* * *

Aber auch Sam sollte erfahren, daß es auf dieser Welt keine reine Freude giebt. Als er nach glücklich verschwärmten Stunden, noch berauscht von den schwarzen Blicken und Liebkosungen seiner Geliebten, die heute doppelt feurig gewesen, weil Sam wieder Geld hatte, um zwei Uhr Morgens nach Hause zurückkehrte, war die Leiter verschwunden und die Luke geschlossen.

Sein Schreck ernüchterte ihn augenblicklich. Der Jude konnte ihm diesen Streich nicht gespielt haben, denn er hatte sich eben erst von ihm getrennt; es war also nichts wahrscheinlicher als daß Onkel Kilian hinter seine nächtlichen Ausflüge gekommen und ihn ausgesperrt habe. Dies war um so verhängnißvoller, als es für Sam gerade jetzt nothwendiger als je war, unbeobachtet zu bleiben, und dieser Fall konnte ihn um sein ganzes „Lebensglück" bringen.

Indeß Sam besaß Geistesgegenwart. Spornstreichs eilte er zur nächsten Apotheke, lärmte einen Gehülfen dort aus dem Schlaf und verlangte ein Mittel gegen Zahnschmerzen. Dann kehrte er auf anderm Wege zurück, stellte sich einige Minuten aufs jämmerlichste wimmernd unter das Fenster von Kilians Schlafzimmer und wagte es endlich, an der Thürglocke zu ziehen.

Alsbald hörte er schwere Holzpantoffeln auf dem Flur klappern. Die Thür öffnete sich und Onkel Kilian erschien in seinem Kutscherpelz und Unterhosen, die gewichtige Hand erhoben, um seinen Neffen mit einer fürchterlichen Ohrfeige zu empfangen.

Sam aber wußte diese zu pariren. Wieder stieß er sein klägliches Gewimmer aus, legte die Backe in die Hand und wiegte den Kopf unter entsetzlichen Schmerzen.

„Du Taugenichts, wo kommst Du her und wo treibst Du Dich in der Nacht herum?“ fuhr ihn Kilian trotzdem an.

„Ach, ich bin so elend, Onkel, ich konnt' es vor Zahnschmerz nicht aushalten; um Euch Beide nicht zu stören, setzte ich mir eine Leiter an die Luke und lief zur Apotheke; als ich wieder kam, war sie verschwunden und ich mußte Dich deshalb doch wecken.“

Meister Kilians gutes Herz war leicht herum zu kriegen. Zweifelnd schaute er den Jungen an, aber das Fläschchen in Sams Hand und die Natürlichkeit, mit welcher er seinen Schmerz erheuchelte, stimmten ihn um. Er mußte ins Zimmer; Frau Kilian rief aus ihrem Bett, man solle den Jungen, wenn er so starke Schmerzen habe, nicht in die kalte Kammer schicken, sondern ihn auf dem Sopha beim warmen Ofen schlafen lassen. Der Oheim brummte zwar noch Einiges über die nächtliche Ruhestörung, suchte aber dann sein Bett und so vermurmelte sich denn das Unwetter, das über Sams Haupte geschwebt.

XIII.

Das Urtheil der Welt.

Wir verließen Amine beim Eintritt einer weiblichen Gestalt, deren Anblick sie erzittern machte. Diese Gestalt hatte sich

ihrem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt, an diese Gestalt knüpften sich so entsetzliche Erinnerungen, daß das arme Mädchen die Lehne des Sessels ergreifen mußte, um sich aufrecht zu erhalten.

Inzwischen verließ die Fremde unaufgefordert die Schwelle, schritt ins Zimmer und schlug in kurzer Entfernung von Amine den Schleier zurück.

„Susanna!" rief Amine halblaut, mit einem tiefen Seufzer; ihre Knie bebten, es war ihr, als müsse sie zusammen sinken, da sie in das unheimliche Auge dieses Weibes schaute.

War sie es nicht gewesen, die den Tod ihres Vaters prophezeiht? War dieser Tod nicht mit so entsetzlichen Umständen verknüpft gewesen, die sie sich heute noch nicht klar machen konnte? Und überlief Amine nicht jedesmal ein eisiges Frösteln, wenn sie an jenen mysteriösen Abend dachte, welcher dem Tode des Vaters vorangegangen?

Mehre Jahre lang hatte sie als sorgloses Mädchen dieses Weib trotz dem Verbot der Eltern wie eine mütterliche Freundin betrachtet; gerade das Geheimniß, welches dieses Weib damals umgab, hatte es ihr so interessant gemacht; nach jenem Abend aber empfand sie ein Grauen, wenn sie an Susanna dachte, um wie viel unheimlicher mußte ihr das leibhaftige Erscheinen derselben sein!

„Du erschrickst vor mir, Amine," begann Susanna mit matter und kranker Stimme, wie denn überhaupt ihr Antlitz das Gepräge des tiefsten Leidens trug, welches ihrem Auftreten etwas Gespenstisches gab. „Du ziehst Dich vor mir zurück, Amine," fuhr sie fort, als sie sah, daß Amine unwillkürlich und todesbleich einen halben Schritt zurück that. „Du hast mir Dein Gedächtniß bewahrt, aber es scheint, als habe ich wenig Ursach, Dir dafür zu danken."

Amine wollte sprechen, aber das Herz pochte ihr so heftig in der Brust, daß ihr die Stimme fehlte. Eine Ahnung sagte

ihr, daß das Erscheinen dieses Weibes auch heute nichts Gutes bedeuten könne. Zudem — wie die Erinnerung oft launenhaft und scheinbar unmotivirt die seltsamsten Wege und Richtungen mit uns einschlägt — kehrte ihr gerade jetzt zum ersten Male der Moment ins Gedächtniß zurück, wo sie Roberts Gestalt am Abend in Susannas Zimmer zu erblicken geglaubt hatte.

Robert war soeben verschwunden, der Zufall führte gleich nach ihm dieses Weib zu ihr — vielleicht war gerade das an dieser Erinnerung Schuld.

„Du hast keinen freundlichen Gruß für Susanna!" fuhr diese mit hohler Stimme fort, als Amine noch immer sich nicht ganz zu sammeln vermochte.

„Verzeihen Sie, Susanna!" antwortete die letztere endlich, indem sie vortrat und mit einer gewissen Angst ihr die Hand entgegen streckte. „Das Ueberraschende Ihres Erscheinens . . . ich war ohnehin so aufgeregt . . ."

Susannas Blick haftete forschend auf dem Antlitz Aminens, als wolle sie die Ursache dieser Aufregung errathen, und wie es schien, glaubte sie dieselbe auch errathen zu haben. Der Schmerz auf ihrem eignen Antlitz nahm deutlichere Conturen an, Amine bemerkte, daß auch sie zittre, und plötzlich von Mitleid hingerissen, nahm sie Susannas Hand und führte sie zum Sessel.

„Ich danke Dir, Amine," sagte sie, sich niederlassend; „Du siehst mich heute noch so kränklich und hinfällig wie damals, ja mehr noch als damals! Du kennst ja mein Uebel; die Lebenswege und Schicksale Anderer drängen sich in meinen Schlummer und rauben mir die Ruhe, die meinem schwachen Körper so nothwendig wäre; ich finde keine Rast mehr, und selbst wenn sich mein Auge schließt, irrt mein unseliger Geist rastlos umher; wachend oder schlummernd ist mir das Leben eine ununterbrochene Last!"

„Arme Susanna!" sprach Amine mit einem theilnahmsvollen Blick.

„Vielleicht, Amine," fuhr Susanna fort, „berechtigt mich das Andenken, das Du mir bewahrt hast, sehr wenig, bei Dir zu erscheinen, aber Du weißt, ich liebte Dich, als Du noch ein sorgloses Mädchen warst. Noch heute ist meine Theilnahme für Dich dieselbe, und eben diese ist es, die mich zu Dir führte, nicht Neugierde, nicht der Wunsch, Dir lästig zu sein. Das Schicksal hat mir die traurige Aufgabe gestellt, Dir zum zweiten Male zur Prophetin zu werden . . Erschrick nicht," fuhr sie fort, als sie Aminens Antlitz sich wieder entfärben sah, „diesmal ruht Dein Loos in Deiner eignen Hand, ich komme nur als Warnerin zu Dir und ich flehe zu Gott, daß er Dir Kraft und Entschlossenheit gebe."

Amine starrte Susanna sprachlos an; eine entsetzliche Furcht beschlich sie aufs Neue, als sie sah, daß ihre Ahnung sie nicht getäuscht hatte.

„Susanna, sei barmherzig!" . . ." flüsterte sie endlich in ihrer Todesangst und faltete flehend die Hände, während ihr Auge so demüthig zu Susanna aufschaute.

Ein schmerzliches Lächeln überflog Susannas Züge.

„Fürchte nichts, Kind!" antwortete sie. Was ich Dir zu sagen habe, sei nur an Deine Klugheit, an Deine Vernunft gerichtet. Du hast einen Lebensweg betreten, auf welchem die Meisten straucheln, wenn sie ihn überhaupt noch mit reinem Herzen betreten; diese Vernunft, diese Klugheit müssen auf solchem Wege Dein einziger Leitstern sein. Und doch bist Du schon im Begriff, Amine, ein Opfer der Schlingen zu werden, welche die Welt der Eitelkeit, der Thorheit und des Betruges den Harmlosen auf diesem Wege auslegt."

„Susanna ich verstehe Dich nicht! Ich fürchte mich, Dich zu verstehen!"

„Und dennoch rede ich deutlich! Du liebst, Amine, weil Du geliebt wirst!“

Amine stutzte, dann senkte sie betroffen und verlegen den Blick.

„Du bist im Begriff, das bedauernswerthe Opfer eines Jünglings zu werden, welcher der Rosen schon so manche zerpflückt hat und auch Dich zertreten wird!“

Gluthroth färbten sich Aminens Wangen, dennoch glaubte sie sich sagen zu dürfen, daß sie vor einer durchaus ungerechtfertigten Anklage zittre, denn sie glaubte ja soeben erst einen, freilich sehr trügerischen Sieg über die Versuchung davongetragen zu haben.

„Du irrst, Susanna!“ antwortete sie, sich fassend, aber mit unsicherer Stimme.

„Ich irre nicht!“ rief Susanna mit einer gebieterischen Geste. „Sei aufrichtig, Amine, denn Du weißt, es wäre Thorheit, mich täuschen zu wollen! . . . Du liebst!“

„Ja, Susanna,“ erwiederte Amine mit trübem Lächeln, „ich liebe! Ich ward auch wieder geliebt, ich war so glücklich! Seit ich aber die Bühne betreten, fürchte ich verschmäht, verachtet zu sein! . . . Du siehst, ich bin aufrichtig!“

Eine merkwürdige Veränderung ging in Susannas Antlitz vor; es war als tauche in ihr eine plötzliche Freude auf, als jauchze ihr Herz, das soeben noch so schmerzlich geblutet. Dennoch kämpfte der Zweifel schnell wieder diese Freude nieder.

„Und doch sah ich Dich in den Armen eines Jünglings, dessen Antlitz die Verführung selbst, dessen Seele ein verzehrendes Feuer, dessen Leidenschaft Alles vernichtet, was er in seine Arme schließt!“

Amine sah sich auf einer Unwahrheit ertappt. Wäre Susanna nicht noch immer für sie die Seherin gewesen, sie würde geglaubt haben, belauscht worden zu sein. Sie schwieg, sie wagte nicht, sich zu vertheidigen, sie stand wie eine Lügnerin vor Susanna.

„Du antwortest nicht,“ fuhr diese mit wieder aufsteigender Angst fort. „Du suchtest mich zu täuschen, Du erlogst eine Unschuld, deren Du Dich nicht mehr rühmen darfst!“

Susanna sprach diese letzten Worte mit so strafendem, halb verächtlichem Ton, daß Aminens ganzer Stolz sich empörte. Im vollsten Bewußtsein ihrer Reinheit und mit vor Entrüstung flammendem Auge erhob sie sich heftig.

„Was ich sprach, ist Wahrheit,“ rief sie mit fester Stimme; „was ich Dir verschwieg, glaubte ich in meiner eignen Brust verschließen zu dürfen. Susanna, die Du älter und unendlich viel erfahrener bist als ich, soll ich, ein Kind noch Dir gegenüber, Dir eine Wahrheit ins Gedächtniß rufen, welche mich die kurze Zeit meiner Selbständigkeit bereits gelehrt hat? Nimm dem Weibe die Engelsfittiche, mit welchen die Poesie ihres Berufes sie bekleidet, zeige der Welt die Schwächen, deren das Weib in Stunden der Vereinsamung und der Anfechtung fähig ist, und diese schmähsüchtige Welt wird in dem Weibe nichts mehr sehen als ein armes hülf- und schutzloses Geschöpf, das der Schonung, ja wohl sogar des Mitleids bedarf, wenn es nicht ein Opfer seiner eignen Schwäche werden soll... Ja, damit Du siehst, wie sehr ich die Wahrheit liebe, wisse denn; vor wenigen Minuten noch erlebte ich einen solchen Augenblick der Schwäche; hingerissen von der dämonischen Gewalt der Verführung, mit von ihr bestochenem Herzen, verrathen von der schlummernden Vernunft, waren meine Sinne wie von einem Rausch umfangen. Ich wäre vielleicht das Opfer dieses Augenblicks geworden, wenn nicht mein guter Engel mir zu Hülfe gekommen wäre, nämlich meine Liebe für einen Mann, der, ich bekenne es, mir seine Verachtung für den Beruf an den Tag legt, welchen ich erwählt. Ich schämte mich dieser Liebe, mein Stolz, meine Eitelkeit empörten sich thörichterweise gegen dieselbe und sie auch waren es, die mich entwaffneten, als ich gerade ihrer Hülfe am meisten zu meinem Schutze bedurfte,

denn was bliebe uns ohne den Stolz des reinen Bewußtseins! . . . Diesen Stolz, Susanna, ich habe ihn mir bewahrt! Daß ich schwach sein konnte, ich vergab es mir vorhin nicht, jetzt aber, da man mir einen Vorwurf daraus macht, jetzt ist gerade dieser Vorwurf mein Stolz, denn was ist die Tugend, die von der Versuchung nicht geprüft worden! . . . Dies ist Alles, was ich Dir zu bekennen habe, Susanna! Ich habe mir die Reinheit meines Herzens bewahrt und ich bitte Gott, daß er sie mir auch ferner bewahren möge! Blick in dies Auge und sieh, ob es der Lüge fähig!"

Amine hatte dies mit einer Höhe, mit einer Begeisterung gesprochen, die ihr ganzes Wesen verklärten und sie unendlich viel schöner machten. Susanna sah die ungeschminkte Wahrheit, welche aus ihren Worten, aus ihrem Auge sprach. Auch sie erhob sich, sie ergriff Aminens Hand, zog sie an sich und preßte sie mit einer Innigkeit an's Herz, welche dem Mädchen wohl that. Sie ahnte nicht den Eigennutz, welcher Susannas Schritte geleitet, sie sah nicht, wie diese innerlich jubelte, wie ihr eine Centnerlast vom Herzen gewälzt war; sie glaubte, in ihr nur die mütterliche Freundin wieder zu sehen, welche sie ihr einst gewesen war.

„Habe Dank, tausend Dank, Du edles Kind!" rief Susanna mit inniger Rührung. „Der Himmel bewahre Dir die Unschuld Deines Herzens und mache Dich so glücklich wie Du verdienst!"

Thränen standen in den Augen Susannas. Amine vergab ihr so bereitwillig die Anklage, welche sie gegen sie erhoben; sie war vollständig mit ihr ausgesöhnt und selbst die unheimlichen Erinnerungen, welche sich für sie an Susanna knüpften, waren gänzlich in den Hintergrund ihrer Seele getreten.

Amine bat jetzt Susanna bei ihr zu verweilen; sie erzählte ihr, wie sie auf diese Bahn gelenkt worden, sie war ja so glücklich, eine alte Bekannte als Zeugin ihres Glückes zu haben.

Indeß sie fand Susanna weit weniger theilnehmend als sie erwarten durfte; dieselbe war zerstreut, hörte nur mit halbem Ohr und schien mit sich selbst beschäftigt. Auch auf Aminens Fragen nach ihren Schicksalen ging sie nicht ein, obgleich Aminens Zartgefühl ihr nicht erlaubte, nach der Ursache ihres damaligen plötzlichen Verschwindens zu fragen. Susanna erhob sich, sie unterbrechend, versprach, Amine noch einmal zu besuchen, ehe sie diese Stadt wieder verlasse, wohin sie nur Familienverhältnisse gerufen, und eilte davon.

Als Aminens Mutter von ihrer Morgenpromenade zurückkehrte, fand sie die Tochter traurig und mit von Thränen gerötheten Augen. Keine Fragen vermochten derselben ein Geständniß abzulocken. Amine warf sich an die Brust der Mutter und brach in lautes Schluchzen aus.

Lange suchte diese vergebens nach der Ursache dieses Schmerzes, sie bot alle Trostmittel auf, Aminens Schluchzen aber ward immer heftiger. Endlich schien dieser Schmerz in Worten Erleichterung zu finden und dieser entlockte ihr einen Namen, auf welchen die Mutter am wenigsten vorbereitet war.

„Vorbeck!" schluchzte sie . . . „Mutter, warum hat mich Vorbeck verlassen, warum mißachtet er mich und wodurch habe ich diese Mißachtung verdient, die mir schon so unsäglichen Schmerz bereitet! . . . Mutter, Du weißt es nicht, daß ich ihn liebe, ich selbst wußte es ja nicht, ich entbehrte ihn erst, als er mir den Rücken wandte, und als er mich fühlen ließ, daß ich seine Achtung verloren . . . Mutter, dieses Bewußtsein vernichtet mich, es kostete mich so viel schlaflose Nächte, in denen ich mein Kissen mit Thränen feuchtete. Ich nahm mir vor, ihn zu vergessen, ich glaubte auch, es sei mir bereits gelungen, aber ich fühle, ich bedarf seiner. Beschwöre Du ihn, er solle mich nicht verachten; sag' ihm, er thue mir Unrecht, der Gedanke, von ihm verkannt zu werden, sei mir fürchterlich! . . . Ich selbst hätte es ihm so gern gesagt, ich hätte es ihm an-

deuten können, aber er meidet uns ja und mein Stolz, mein Trotz verbot mir, ihn zu rufen. Er hätte mich ja doppelt verachtet, wenn ich ihm aufdringlich erschienen wäre, und vielleicht, ja vielleicht hätte er mir auch eine doppelte Demüthigung bereitet, die ich dann selbst verschuldet hätte!"

Aminens Mutter ließ nichts unbenutzt, um sie zu trösten, obgleich sie selber nicht wußte, wie sie Vorbeck wieder herbei ziehen solle, denn dieser hatte sich seit jenem erwähnten Besuche nicht mehr blicken lassen und schien jede Wiederannäherung zu meiden.

Indeß, Amine sollte noch größere Demüthigungen erfahren, welche die Heiterkeit und Unbefangenheit ihres Gemüthes gänzlich trüben mußten.

Sehr bald von dem Mißverhältniß ihrer Gage und ihren unabweisbarsten Bedürfnissen überzeugt, lebte sie höchst eingeschränkt und vermied jeden Luxus, der ihr nicht durch ihre Stellung dringend geboten war. Von ihren Collegen und Colleginnen indeß wollte Niemand eine solche Einschränkung begreifen.

„Wenn man so glücklich ist, von dem schönen und steinreichen Baron von Reineval protegirt zu werden, wie kann es Einem da an etwas mangeln; man legt entweder das Geld auf Zinsen oder man hält sich heimliche Equipagen!" hörte sie am nächsten Morgen den ersten Liebhaber, der mit Aminens Concurrentin in einem zärtlichen Verhältniß stand, mit einem maliciösen Seitenblick ausrufen.

„Ja, man spielt vor der Welt die Prüde und doch hat man gestern Vormittag den schönen Baron aus einem gewissen Hause kommen gesehen. Er soll sehr echauffirt ausgesehen haben!" setzte die Rivalin Aminens spöttisch hinzu.

Diese aus den Coulissen heraus gesprochenen und von einem hämischen Gelächter begleiteten Worte brachten Amine so außer

Fassung, daß sie ihr Stichwort überhörte und die Scene noch einmal von vorne probirt werden mußte.

Als Amine nach Hause kam, warf sie sich laut weinend auf das Sopha und verhüllte das Antlitz im Taschentuch. Nicht das erste Mal war es, daß Neid und Mißgunst im Theater ihre Pfeile auf sie abgeschossen, aber das erste Mal, daß diese ihr Herz so empfindlich getroffen. Obgleich sie ohne Illusionen das Theater betreten, hatte sie es dennoch von der lichtesten Seite betrachtet; sie sollte erst erfahren, in welch' ein Wespennest sie sich gewagt. Ebenso mußte sie sich jetzt, aber zu spät, den Vorwurf machen, daß sie zu Anfang die Huldigungen Roberts allzu unbefangen geduldet, ohne zu überlegen, daß sie jetzt der Welt gegenüber eine exponirte Stellung eingenommen, mit welcher die Mehrzahl des Publikums die weibliche Tugend überhaupt unvereinbar glaubt, während doch in der Wirklichkeit am Theater die Tugend wohl sehr möglich, leider aber nicht sehr üblich ist.

Noch hatte sie sich nicht ganz getröstet, als sie den von ihr ja so sehnlich erwünschten Besuch des Dr. Winkler erhielt. Winkler war der einzige, der sie erfolgreich gegen diese elenden Cabalen und Verläumdungen ihrer Colleginnen schützen konnte. Er aber trat heute zu ihr ein mit einem Gesicht, als besuche er das ihm gleichgültigste Wesen von der Welt. Amine wagte es nicht, mit ihm gerade über Das zu sprechen, was ihre Seele bedrückte; sie fürchtete sich jetzt, weil sie sich bewußt war, nicht ganz schuldlos zu sein. Endlich faßte sie dennoch Muth.

„Herr Doctor,“ begann sie, „es gab eine Zeit, und diese ist noch nicht lange verflossen, wo Sie mir Ihre ganze Theilnahme schenkten. Was habe ich gethan, daß Sie mir dieselbe entzogen in dem Augenblick, wo ich den Schritt zur Bühne that, den Sie selbst mir doch riethen? Und weshalb haben Sie mir Ihre Achtung entzogen?“

„Ich achte Sie, mein Fräulein, wie ich Jeden achte, der

mir nicht Ursache zum Gegentheil gegeben," antwortete Winkler kalt.

„Aber Ihre Theilnahme, Ihre Freundeshand entzogen Sie mir, deren meine Unerfahrenheit doch sehr bedurfte!"

„Das geschah, weil ich mich an jenem Abend überzeugte, daß Sie nicht so unerfahren, wie ich glaubte."

Amine erröthete. Abermals eine Beleidigung und aus dem Munde dieses Mannes!

„Ich bitte Sie, sich deutlicher auszudrücken, Herr Doctor!" sagte sie mit einiger Bitterkeit.

„Dies ist leicht ausgedrückt, mein Fräulein," antwortete Winkler. „Ich achtete Sie hoch, sehr hoch; ich hatte mir vorgenommen, Ihnen mit Rath und That zur Hand zu sein, Ihnen den schwierigen Weg zu ebnen, den Sie betreten, weil Ihre Herkunft, Ihre Erziehung, Ihr ganzes Wesen mir sagten, Sie seien eine Perle unter der falschen Waare, mit der unsereins täglich hier zu verkehren hat. Ein einziger unbewachter Augenblick während Ihres Debuts, mein Fräulein, genügte Ihnen aber, um sich gleich den Uebrigen würdig anzureihen ..."

„Und dieser Augenblick, mein Herr?"

„War derselbe, in welchem Sie am ersten Abend durch unbesonnene Blicke auf der Bühne Ihre Bekanntschaft mit dem in der Loge sitzenden Baron von Reineval verriethen."

Amine erbleichte. Auch aus Winklers Munde denselben Vorwurf zu hören, das war ihr ein Donnerschlag. Winkler erhob sich, um sich zu entfernen; sie aber durfte ihn nicht fort lassen, ohne sich gerechtfertigt zu haben. Mit derselben Kälte nahm er auf ihr dringendes Verlangen seinen Platz wieder ein.

Amine begann jetzt, ihm zu erzählen, wie sie den jungen Baron bei Victorine kennen gelernt, als diese in ihrer Vaterstadt engagirt gewesen; sie betheuerte ihm, daß sie mit Robert vor ihrem Debut kein Wort gewechselt, sie sei an jenem Abend nur überrascht gewesen, ihn wieder zu sehen.

Auf Winkler schien diese Erzählung wenig Eindruck zu machen. „Fräulein Victorine ist ein liebenswürdiges Geschöpf, sie hat leider selbst an der Bühne ein Herz bewahrt, das viel zu edel für ihre Umgebung. Thörichterweise hängt sie noch jetzt an diesem Roué mit einer Leidenschaft, welche ihr Tod sein wird."

Amine starrte den Doctor mit sprachlosem Entsetzen an. Winkler bemerkte dies und wußte sich ihre Aufregung nicht zu deuten.

„Ich darf nicht vermuthen, Ihnen soeben etwas Neues erzählt zu haben," warf er gleichgültig hin. „Einmal schon gelang es der armen Victorine mit unendlicher Selbstverleugnung sich von diesem jungen Mann loszureißen, weil sie einsah, daß ihre Leidenschaft sie ins Verderben führen werde. Aber ihr Herz ist eben so schwach wie es edel ist; sie kehrte zu ihm zurück, um dann von ihm auf die schnödeste Weise verrathen zu werden.

Aminen ging ein entsetzliches Licht auf; deßhalb hatte sich Victorine, nur um ihn eilig zu fliehen, bei jener Gesellschaft engagiren lassen, die so tief unter ihren Leistungen stand, deßhalb verstummte Victorine damals in der kleinen Vaterstadt, als Amine sie fragte, wie sie unter diese Gesellschaft habe gerathen können.

Winkler schien aus Aminens Aufregung dennoch die Ueberzeugung zu schöpfen, daß dieselbe weniger mit den von ihm berührten Verhältnissen bekannt, als er vermuthen dürfte.

„Verrathen!" murmelte sie endlich vor sich hin, als sie wieder Worte fand. „Sie sagten, er habe sie verrathen!"

„Unsre Sprache hat keinen andern gemäßigten Ausdruck für diesen Bubenstreich, mein Fräulein, ich muß mich also mit diesem behelfen. Der Baron von Reineval verrieth Victorinens Liebe, um Ihnen sein Herz zu Füßen zu legen — und wie die Welt behauptet, nicht ohne Erfolg. Wie Sie wissen,

ist Victorine seit dem Abend Ihres Debuts erkrankt; die Aerzte thaten ihr Möglichstes, sie zu retten, doch ist ihre Genesung wieder in Frage gestellt, da sie heute Morgen einen wiederholten Blutsturz gehabt hat."

Amine war durch des Doctors unbarmherzige Worte vollständig niedergeschmettert, denn dieselben wälzten eine Schuld auf sie, von der sie keine Ahnung gehabt. Wie edel und aufrichtig war ihr Victorine entgegengekommen, und sie, nur mit sich selbst und dem frohen Bewußtsein ihrer künstlerischen Erfolge beschäftigt, hatte der Armen bei der Nachricht von Victorinens Erkrankung allerdings zweimal einen Besuch gemacht, doch war sie nicht angenommen worden, und verletzt hiedurch hatte sie ihre Krankenbesuche eingestellt. Jetzt sagte man ihr, daß *sie* die Schuld an Victorinen's Leiden, und trotz ihrer Verwirrung hatte doch Alles einen so hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß sie nicht zweifeln konnte. Aminen's Herz blutete. Noch war es vielleicht Zeit.

„Herr Doctor," rief sie, indem sie schnell zu ihm trat und seine Hand erfaßte. „Halten Sie mich *wirklich* für so schuldig, wie ich Ihnen vielleicht erscheinen mag?"

Winkler schwieg; er wollte sich und ihr eine bejahende Antwort ersparen.

„Und wenn ich Ihnen nun schwöre, daß ich keine Ahnung von dem schweren Unrecht gehabt habe, daß ich Victorinen zugefügt, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß ich sofort zu ihr eilen will, um sie, die so gut und edel gegen mich war, auf meinen Knien um Verzeihung zu bitten?"

Der Doctor blickte ihr tief und forschend in das so sonderbar glühende Auge; er, der gewohnt war, in *dieser* Sphäre seiner Bekanntschaft viel schöne Redensarten, aber selten die Wahrheit zu finden, und der, wie wir sahen, jetzt auch von Aminen ähnliche Begriffe gefaßt hatte, glaubte hier das Publikum für eine kleine Privatcomödie spielen zu sollen. Dennoch

war Aminens Aufregung zu natürlich, als daß er hätte zweifeln können.

„Ich fürchte," antwortete er, „daß gerade in diesem Augenblick Ihr Erscheinen bei der armen Victorine eher nachtheilig als vortheilhaft wirken dürfte; indeß thun Sie was Ihnen Ihr Herz dictirt, mein Fräulein!"

„Und wenn nun, was ich thue, Ihren Erwartungen entsprechen sollte, Herr Doctor?"

„So werde ich mich glücklich schätzen, einen Irrthum zu bekennen, der mir selbst wehe gethan!"...

Eins noch lag Aminen auf der Seele, ein Name lag ihr auf der Zunge, aber sie wagte es nicht, ihn auszusprechen. Verlegen schlug sie das Auge nieder, der Name wollte nicht über die Zunge. Dieser Name lautete: Vorbeck! Gewiß hätte sie von Winkler, von seinem Freund, über ihn hören können, aber was hätte Winkler von ihr denken müssen, der ja ohnehin schon so unvortheilhafte Begriffe von ihr hatte.

So blieb denn der Name unausgesprochen und Winkler entfernte sich, um, wie er sagte, bald zurückzukehren.

Druck von R. Bergmann (E. Steinthal) in Berlin.

Hans Wachenhusen's Werke.

Siebzehnter Band.

Neue Erscheinungen aus dem Verlage von Otto Janke in Berlin:

Möllhausen, Balduin, Die Mandanenwaise. Erzählung aus den Rheinlanden und dem Stromgebiet des Missouri. 2 Abtheilungen in 4 Bdn. Geh. 6 Thlr.

Müller, Otto, Der Wildpfarrer. Roman. 3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Oliphant, Agnes. Roman. 3 Bde. Geh. 2 Thlr.

Ouida, Strathmore. Roman. 4 Bde. Geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Pasqué, Ernst, Die Komödianten-Hexe. Ein Nachtstück aus der Zeit der Allonge. 3 Bde. Geh. 3 Thlr.

Scheffel, Joseph Victor, Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert. 3 Auflage. In elegantem lithogr. Umschlag. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Schmid, Herman, Friedel und Oswald. Roman aus der Tyroler Geschichte. 3 Bde. Geh. 4 Thlr.

Schwartz, Marie Sophie, David Waldner. Roman a. d. Schwedischen. 3 Bde. Geh. 3 Thlr.

Schwartz, Marie Sophie, Sein oder Nichtsein. Roman. 3 Bde. Geh. 2 Thlr.

See, Gustav vom, Geheimnisse des Glückes. Roman. 4 Bde. Geh. 6 Thlr.

Smidt, Heinrich, Ein Berliner Matrose. See-Roman. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Spielhagen, Friedrich, Gesammelte Werke in 12 Bdn. Band 1—8. Preis für 12 Bände 4 Thlr.

Spielhagen, Friedrich, In Reih und Glied. Roman. 5 Bde. Geh. 6 Thlr. 22½ Sgr.

Steffens, Feodor, Die Schulgefährten. Bilder aus der „bösen Welt". 2 Bde. Geh. 2 Thlr.

Wachenhusen, Hans, Der Mann in Eisen. Roman. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Wachenhusen, Hans, Rouge et Noir. Roman. 2. Aufl. 2 Theile in 1 Bd. In eleg. Buntdruck-Umschlag. Geh. 1 Thlr.

Wachenhusen, Hans, Unter dem weißen Adler. Roman aus Polens jüngster Vergangenheit. 3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Wachenhusen, Hans, Die Verstoßene. Roman. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Wachenhusen, Hans, Werke. 12 Bde. Mit dem Portrait des Verfassers in Stahlstich. Geh. 4 Thlr.

Wichert, Ernst, Aus anständiger Familie. Geschichte eines verlorenen Menschenlebens. 3 Bde. Geh. 4 Thlr.

Wilhelm, Hof und Wald. Geh. 1 Thlr.

Wolfram, Leo, Ein Goldkind. Roman. 3 Bde. Geh. 3 Thlr.

Wolfram, Leo, Verlorene Seelen. Roman. 3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Wood, Mrs. Henry, Elster's Thorheit. Roman. 3 Bde. Geh. 2 Thlr.